

Digitaliseret af | Digitised by



**DET KGL.
BIBLIOTEK**

Royal Danish Library

Forfatter(e) | Author(s):

Pontoppidan, Henrik.; von Henrik Pontopidan.
und andere Novellen ; von Juan Valera, Sándor
Bródy.

Titel | Title:

Junge Liebe

Alternativ titel | Alternative title:

und andere Novellen.

Udgivet år og sted | Publication time and place: Stuttgart : Deutsche Verlags-Anstalt, 1893

Fysiske størrelse | Physical extent:

162 s.

DK

Værket kan være ophavsretligt beskyttet, og så må du kun bruge PDF-filen til personlig brug. Hvis ophavsmanden er død for mere end 70 år siden, er værket fri af ophavsret (public domain), og så kan du bruge værket frit. Hvis der er flere ophavsmænd, gælder den længstlevendes dødsår. Husk altid at kreditere ophavsmanden.

UK

The work may be copyrighted in which case the PDF file may only be used for personal use. If the author died more than 70 years ago, the work becomes public domain and can then be freely used. If there are several authors, the year of death of the longest living person applies. Always remember to credit the author

Bibliothek der fremden Zungen.

Pontoppidan. Junge Liebe



und andere Novellen

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

57, -237.

em

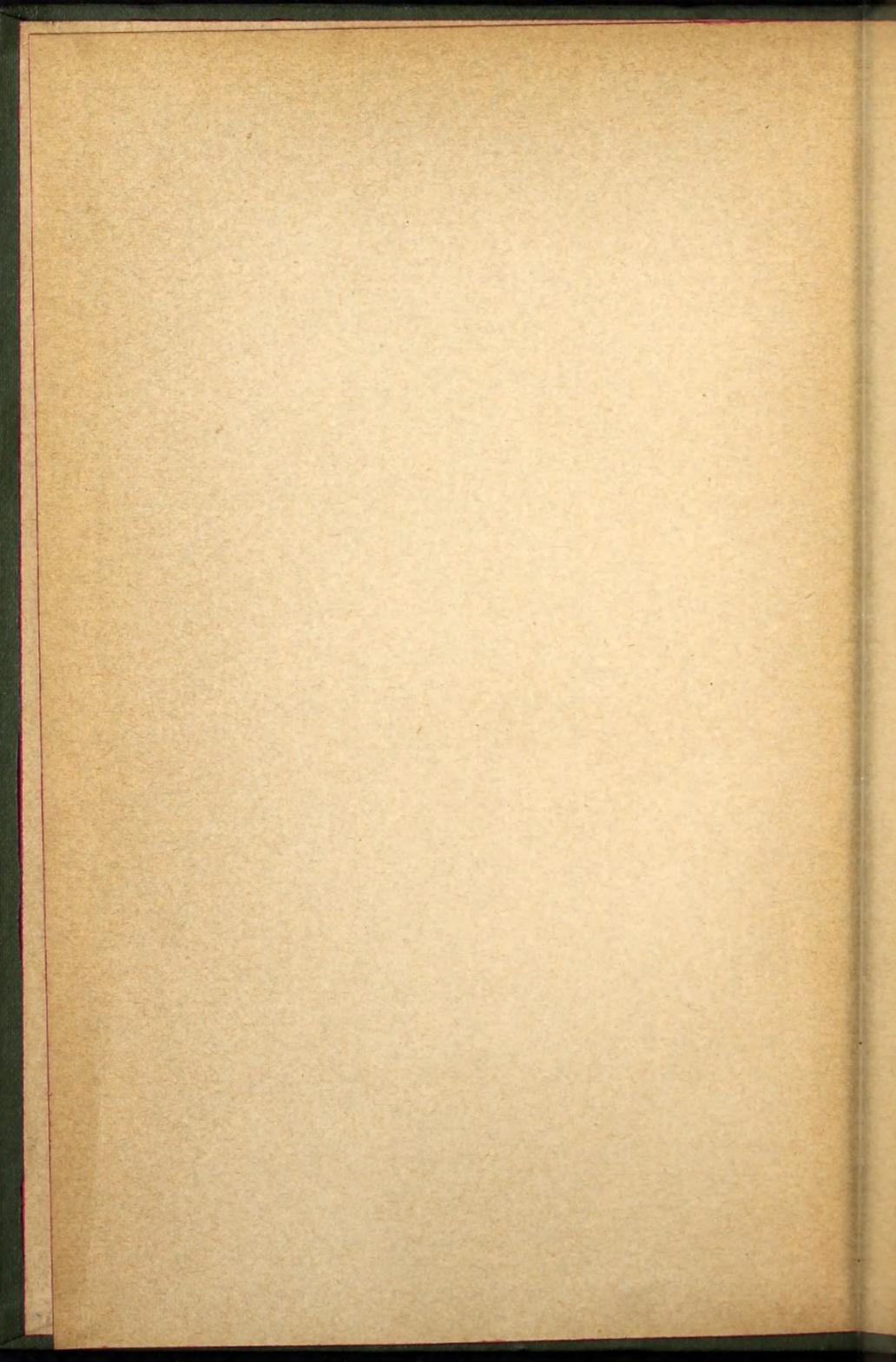
DET KONGELIGE BIBLIOTEK



130020738643



1907. 2. 15.



1875

1875

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

CHICAGO, ILL.



CHICAGO, ILL.

1875

Bibliothek

der

Fremden Bungen.

Inhalt dieses Bandes:

Junge Liebe. Von Henrik Pontoppidan.

Margareta. Von Juan Valera.

Das ewige Fieber. Von Sándor Bródy.



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1898.

Junge Liebe

von

Henrik Pontoppidan

und andere Novellen

von

Juan Valera, Sándor Bródy.



Deutsche Verlags-Anstalt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

1893.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Junge Liebe.

Von

Henrik Pontoppidan.

Idyll aus dem Dänischen.



Erster Teil.

I.

Nicht weit von der Stadt Walderöd liegt ein großer See, der außer seinem allgemein gebräuchlichen Namen „Walderöd See“ auch hie und da von romantischen Seelen, besonders auch von Geistlichen, die Verse machen, mit geheimnißvoller Stimme „Nymphensee“ oder „Nymphenbad“ genannt wird.

Daß man ihn trotz seiner ziemlich bedeutenden Ausdehnung nicht eher sieht, als bis man ihm ganz nahe ist, kommt daher, daß er tief zwischen hohen Hügeln liegt und mitten in großen Wäldern, die ihn von allen Seiten einschließen. Wie eifersüchtige Liebhaber stehen die Bäume dicht aneinander und verbergen ihn vorsichtig vor jedem Blick, während man sich ihm nähert. Und manchen fremden Wanderer, der sein Dasein nicht ahnte, durchzuckte es schon wie mit elektrischem Schläge, wenn er an des Waldweges plötzlicher Wendung auf der Höhe des „Königsberges“ unerwartet seine weitgestreckte, sonnenbeschienene Fläche

erblickte, die dort unten liegt zwischen den dunklen, leise flüsternden Waldbäumen und zu ihm aufschaut mit dem großen, geheimnißvoll blickenden Auge.

Vor allen Winden geschützt, in träger Ruhe lächelnd und sich gleichsam seiner eigenen unverhüllten Schönheit bewußt, ruht er unten in ungestörtem Frieden. Mit langen, durstigen Zweigen neigt sich der Kranz von Wäldern über ihn, tiefe, grünliche Schatten in seinen Schoß senkend. Und wie ein mächtiges, bewegtes Blättermeer — Welle auf Welle von gewölbten Buchenkronen, mit Gürteln von Birken und Stellen voll dunkler, rauschender Zweige — heben sich ernst und hoch die Hügel an seinem Ufer und schließen allen Lärm der Welt von ihm ab.

Es bedrückt und ängstigt den Geist, an einem Spätnachmittage an diesem See zu weilen, wenn die Schatten länger werden. Kein Laut, als eben das ewige Brausen dieses Laubmeeres erreicht unser Ohr. Ein einziger Vogel, der über dem Wasser schwebt und sein Lied beginnt, verstummt augenblicklich wieder, wie erschreckt über den Klang seiner eigenen süßen Stimme in dieser lautlosen Einsamkeit.

Wunderbar wird man ergriffen in diesem weiten Grabe, wo nur die segelnden Wolken über dem Haupte Botschaft von der Außenwelt bringen. Der eigentümliche Geruch modernden Holzes beklemmt die Brust, das Herz schlägt heftiger, und gleich einem gefesselten Adler schweift der Blick über diese Waldwogen, die zum Himmel empor schlagen, alle Auswege abschließend.

Nur an einer einzigen Stelle — im Osten — wo die Hügel am wenigsten hoch, die Wälder weniger dicht sind, wird die Einförmigkeit durch eine mächtige wilde Kluft unterbrochen, die mit verzweifelter Kraft in den Ring gesprengt zu sein scheint, um Luft zu schaffen. Ihre hohen weißen Flächen leuchten durch das Grün nach allen Punkten um den See. Aber sobald man näher tritt, erweitert sich der Spalt in dem Felsen, und zwischen seinen steilen, zerrissenen Wänden öffnet sich dem Auge der Blick in das weite, flache, helle Küstenland.

Ein prachtvoller, saftig grüner Acker erstreckt sich vom Fuße der Felsenkluft bis zum See, der seinerseits einen breiten, wasserreichen Fluß in das Land sendet. Ueber eine mit Teer bestrichene Holzbrücke etwas weiter abwärts folgt man seinem gewundenen Lauf, vorüber an rotbemalten Dörfern und weiß getünchten Kirchen, durch üppige Felder, vorbei an langen Reihen von schwarzbuntem Vieh und an großen, feuchten Wiesen, wo Mädchen mit hellen Hüten die Heuschuber richten. Bald verbirgt ein kleiner, dunkelgrüner Wald den Fluß dem Auge, bald erbreitert er sich, wie um auszuruhen, zu einem kleinen, fernen See, worin die Sonne sich spiegelt wie in einer Glasscheibe.

Aber weit drüben, wo die Wiesen dunkler zu werden scheinen, beginnt das Moorland. Und hinter diesem, weiter und weiter zeigen sich wiederum fetter Acker, kleine, rotschimmernde Dörfer, weiß beworfene Kirchen, bis alles im Blau des fernen Horizonts verschwimmt

und nur ein sonnenbeglänztet Segel oder eine Rauchsäule die Nähe des Meeres verrät.

Dort ist es, wo die Sonne aufgeht.

Ihre ersten, wagrechten Strahlen entfalten sich wie ein goldener Fächer über dem flachen Lande und entzünden tausendfache Glut. Sie finden auch durch die Kluft ihren Weg, um das schlummernde Leben am Rande des Sees zu wecken, um mit der frischen Morgenbrise in die schlaftrunkenen Wälder zu dringen und die Vogelstimmen aus den Nestern erschallen zu lassen.

Die seideneu Nebel der Nacht, die wie weiße Gespenster ihr Spiel auf der Fläche des Sees getrieben haben, rollen sich zusammen vor diesem brennenden Blick und flüchten in die tiefsten Abhänge, um dort, langsam aufsteigend, hinzuschmelzen.

Aber auf den vom Gebüsch freien Plätzen dicht am Uferrande stehen die kleinen feinen Waldblumen frierend im nassen Grafe. Beim ersten Blitzen des Sonnenstrahls strecken sie ihre schwachen Stengel und öffnen ihre allzu schweren Kelche, als wollten sie die goldene Glut umarmen, die sich ihnen nähert. Ueber ihren Häuptern arbeitet die Spinne an ihrem taubesprengten Gespinnst. Hurtig und morgenfrisch kommt aus Löchern und Spalten das kleine Gewürm mit einer Hast und Geschäftigkeit, als wüßten alle diese winzigen Geschöpfe, daß hier der Tag kurz ist und die Nacht bald wiederkehrt.

Denn mit schnellen Schritten nähert sich schon nachmittags die Sonne den westlichen Bergen, wo

diese am höchsten zum Himmel hinauffragen. Und sobald nur ihre Scheibe hinter des Königsberges finsternem, mit Nadelholz bewachsenem Rande versunken ist, schlüpfen wieder die Schatten aus dem Dickicht zum Wasser hernieder.

Am Ufer scheinen sie plötzlich anzuhalten, als bedächten sie sich. Aber ehe man es ahnt, haben sie, auf dem Boden hinkriechend, das östliche Ufer des Sees erreicht und klinken hastig empor zu den Kronen der Bäume.

Und wie sie steigen, und wie sie den Höhen das Licht entziehen, senkt sich über das Thal tiefste Stille. Noch ehe die letzten, von der Sonne vergoldeten Kuppeln des Waldes verschwunden sind, dämmert es unten im Winkel. Und an den waldbekränzten Abhängen gleitet langsam die Dunkelheit voran, während das große, tagesblinde Auge des Sees sich still zu einem weiten, unergründlichen Blick öffnet.

Jetzt beginnt der stille Flug der Nachtvögel mit ihren zarten Flügeln. Lautlos wie ein Schatten schwebt aus dem dunkelsten Nest die Gule. Alles erlischt und verstummt. Die Wälder hüllen sich in einen bläulichen, gespenstischen Duft. Und in dem weißen Dampf, der über dem Spiegel des Sees schwebt, halten die Fledermäuse ihren Herrentanz, taumelnd und die Schwanzfedern steif ausstreckend unter den hemdenartigen Flügeln.

In blinder Unbeholfenheit streichen sie über die Wasserfläche und werfen sich nach Herzenslust in die Wildnis der Klüfte . . . aber es geschieht auch,

daß sie das Haupt eines unglücklichen, einsamen Wanderers umkreisen, der sich in der Dunkelheit der Nacht auf den Waldwegen verirrt hat und nun mit klopfendem Herzen an den Stämmen vorwärts tastet, ängstlich den Augenblick erwartend, da des Mondes Horn über den Kamm des Berges hervorlugen wird.

Denn um diese Zeit — so sagt man — beginnt ein seltsamer Spuk. Da wird aus dem tiefen Walde ein angstvoller Ruf gehört: „Zu Hilfe! — Zu Hilfe!“ . . . Vom Fuße der fichtenbewachsenen Höhe, da wo der See mit seiner verborgensten Ecke einschneidet, klingt es herauf wie hastige Schritte und brechende Zweige. Man hört deutlich, daß ein Boot abstößt, daß die Ruder ins Wasser tauchen, während es eilig verschwindet.

Zu anderen Zeiten hört man schallende Jägerhörner und Hundegebell in der Ferne. Und vom See her dringt der Ton klagender Jungfrauenstimmen, getragen von den Wellen . . . Rufe, wie es heißt, aus alten begrabenen Jahrhunderten, als Straßenräuber und heimatloses Volk sich in diesen Wäldern aufhielten und in der Gegend in Höhlen verbargen; als stolze Herren mit winkenden Federn auf dem Hute und schöne Damen auf weißen Zeltern in prachtvollem Aufzuge zwischen diesen Stämmen das Wildschwein jagten, und als die hübschen Töchter der freundlichen Landstädtchen sich durch die Klüfte zum Wasser schlichen, um sich für alle Zeit in seiner kühlen Tiefe von den Liebeszeichen der vornehmen Herren frei zu machen.

Aber wenn um die Zeit des Sankt Johannistages der Vollmond über dem See steht und sein Silberlicht über den Wald wirft, da lacht es wunderbar drinnen unter den Bäumen.

Ein Zweig wird nach dem Wasser zu zur Seite gebogen, ein Kopf zeigt sich, und hervor in das Mondeslicht tritt mit vorsichtigen Schritten ein junges, schönes Weib . . . unbekleidet (so sagt der Priester), mit einem Johanniskäfer in dem dunklen Haar.

Furchtsam beugt sie sich vor, sieht spähend umher, dann wendet sie sich plötzlich und legt — stumm! — den Finger auf ihren roten Mund.

Denn hinter ihr tauchen andere auf, aus den Büschen, den Abhängen — vier, acht, zehn — alle unbekleidet wie sie und mit Johanniskäfern im Haar.

Errötend, unter bedrückendem Schweigen lauschen sie nach dem Silberbade hin. Zu zweien oder in Gruppen von viereu und sechsen, das lange schwarze Haar auf dem glänzenden Rücken zusammengebunden, gleiten sie zögernd und ängstlich über den Sand des Bodens; leicht schauernd blicken sie lächelnd auf die Silberflut, die sich an ihre weißen Glieder schmiegt. Plötzlich wirft sich eine von ihnen weiter hinein, die schlanken Arme nach vorn gestreckt. Ein halberstücker Schrei . . . und alle tauchen unter die Wellen und wälzen sich in der Tiefe.

Der Mond, der alte Wollüstling, der als Keuschheitswächter dort oben sitzt, scheint einigermaßen argwöhnisch die Ohren zu spizen und auf ferne

Schritte zu lauschen. Eifrig späht er in den Wäldern, als fürchte er, verborgene Feinde sich dieser entzückenden Gruppe nähern zu sehen, welche er mit seinen Strahlen umschmeichelt.

Zimmer mehr steigen auf aus dem Grunde des Sees, manche mit Schilf in den langen blonden Haaren, andere in leichten Gewändern, gewebt aus den seidenweichen Nebeln der Nacht und dem Silbergespinnst der Mondesstrahlen. Aber mit dem ersten fernen Hahnenschrei, der von der Kluft her erklingt, verschwindet die Erscheinung, und der Mond bleibt einsam zurück, ärgerlich und verstimmt.

II.

Einer der bemerkenswertesten Punkte des Sees ist der sogenannte „Schwinkel“. Das ist ein langgestrecktes, tiefschwarzes Gewässer, das in der Nähe der Klust in einen halbverdorrten Föhrenwald einschneidet, und das seinen Namen einem eigentümlichen, geheimnisvollen Murmeln verdankt, das, wie es heißt, jedem antwortet, der hineinruft.

An seinem offenen und schmalsten Ende sind die Ufer durch ein gewöhnliches Brett verbunden, welches auf einem Paar mit grünlichem Schleim überzogener Pfeiler ruht. Da hinüber führt der Waldweg. Wer von dem großen Walde her und über diesen Weg kommt, geht ohne Zweifel ein Stück am Ufer des Sees entlang, bevor er umkehrt und den Weg durch die Klust nimmt. Und eben hier, halb im Schatten von vier hohen, schlanken, fast abgeschälten Tannen, halb hervorschauend aus des Thales großer Fenster- nische, liegt die einzige menschliche Wohnung in der Umgebung des Sees.

Es ist ein langes, braun angemaltes Gebäude von kümmerlichem, verkommenem Aussehen, mit Pfeilern von knorrigem Eichenholz, weißen Fenster- rahmen, fläschengrünen Scheiben und mit einem alten, verkrüppelten Fliederbusch, der über das gras-

bewachsene Dach hinausragt wie eine große Totenhand, die das Alte barmherzig mit sich zur Ruhe zu ziehen sucht in der Erde Mutter Schoß.

Das ist das alte Fährhaus.

Seit vor einer Reihe von Jahren die Brücke über den Fluß gebaut wurde, hat das Ganze seine Bedeutung verloren. Die gelbe Postkutsche, die Wagen der Bauern mit ihren niedrigen Rädern, wie sie an der Küste im Gebrauch sind, ja selbst Frachtleute und Trödler fahren schnell vorbei, ohne es zu beachten — höchstens sehen sie mittheilungslachend auf die beiden schlechten, verstaubten Flaschen mit Pomeranz- und Pfefferminzliqueur, die noch im Fenster neben der Thür stehen.

Dieses Fenster, niedrig und verfallen, wie es ist, bleibt häufig bis weit in den Tag hinein verschlossen. Unter dem vorspringenden Dach, unter dem die Schwalben nisten, bröckeln die Mauern ungestört weiter, als hätten sie es wirklich begriffen, daß ihre Zeit vorüber sei, und als erwarteten sie nur noch, in Erinnerung versunken, ihre vollständige Auflösung.

Dem in alten Tagen war ihr Name in halb Jütland bekannt gewesen. Man mochte wohl damals kaum von Sallingland bis Hamburg einen Reisenden finden, der sich nicht schon im Fährhause von Valderöd einen ehrlichen Rausch getrunken und die wohlgenährten Kellnerinnen geküßt hatte.

Auf dem fahrbaren Waldwege, der an der Thür des Hauses vorüberführte, sammelte sich in jener Zeit eine ganze Reihe von Fahrzeugen an, haus hohe

Frachtwagen mit Segeltuch überspannt und mit Teertonnen, die zwischen den Rädern hingen, Meßgerkarren, Krämerwagen und gräßliche Equipagen — eines hinter dem andern bis weit in den Wald hinein, während vier Männer unaufhörlich mit Fährschiffen und großen Booten über den Fluß setzten. Und drinnen unter den eichenen, niedrigen Decken der durchräucherten Stuben konnte man sich zu Zeiten kaum durchdrängen bei der Menge von lammfellbekleideten Fuhrknechten, Pelzwerkprobenrittern, bärtigen, herrschaftlichen Kutschern und Bauern mit silbernen Knöpfen, Schnallenschuhen und sammetnen Kniehosen.

Große Herden fetten Schlachtviehs, die damals südwärts nach Schleswig hingetrieben wurden, lagerten gewöhnlich zur Abendzeit nahe den Mauern. Wiehernde Koppelpferde — fünfzehn, zwanzig hinter einander — trabten Tag und Nacht über den halbverfaulten Fahrsteg, der zu jener Zeit über den Schowinkel führte.

Ganz besonders lebhaft war es aber doch hier in der Zeit nach der Ernte, wenn es in einer der nahegelegenen Handelsstädte Jahrmarkt gab. Dann konnte sich allmählich auf dem ausgehauenen Platz im Walde ein solches Lager von Wagen, Menschen und Vieh ansammeln — ein solcher Lärm von blöken den Schafen, schreienden Kindern und falsch spielenden Drehorgeln entstehen, wie auf dem eigentlichen Marktplatz. Taschenspieler und Bärenführer, die zufällig aus der Stadt mitgekommen waren, schlugen

ohne weiteres ihre Zelte unter den Bäumen auf. Und drinnen im Wirtshaus, das buchstäblich bis zur Dachfirst vollgestopft war, während man mit Brettern und Stroh Lagerstätten unter dem Giebel bereitet hatte, saßen große deutsche Ochsenhändler mit fetten, glänzenden Nacken und kleine jüdische Pferdehändler aus Ungarn und Siebenbürgen und schrieten und schlugen auf die Tische.

Oft, wenn allen diesen Leuten, die wohl halbe Tage auf das Uebersehen warten mußten, der Kopf warm und verworren geworden war durch das Trinken und Lärmen vieler Tage, war es hier gefährlich genug. Das kleinste verletzende Wort, ein Stoß mit dem Ellenbogen, oft auch nur ein bißchen Schönthun mit dem Liebchen eines andern konnte plötzlich den Frieden der ganzen Versammlung zerstören.

Brach der Streit in der Schenke selbst aus, dann war die Verwirrung unbeschreiblich. Als hätten in diesem ungezügelter Schwarm die Leidenschaften nur auf eine Gelegenheit gelauert, um loszubrechen, konnte sich im Augenblick ein wahrer Sturm von geballten Fäusten und drohenden Stößen erheben, die mit Fluchen und Loben durch die Thür gedrängt wurden, hinaus zwischen die sich bäumenden Pferde. Da flüchteten die Frauen mit ihren Kindern unter die Wagen. Schwere Schläge fielen von den eisenharten Fäusten der Jütländer, während die Luft von den schweren Knütteln und den schallenden Stimmen der Deutschen durchschnitten wurde.

III.

Zu jener Zeit, das heißt vor etwa zwanzig Jahren, lebte hier zu Lande ein kleines, drolliges Männchen mit krausem rotem Haar und schwarzen Augen, der unter verschiedenen Liebesnamen, wie „Bittteufel“ oder „Bandsjude“, von Stadt zu Stadt umherlief mit einem schwarzen Holzkasten, der am Riemen über dem Rücken hing, und einem weißen Stabe in der Hand — grüßend, ohne seinen Schritt anzuhalten, und jedem, der vorbeikam, gemüthlich zurufend:

„Da ist der Jakob wieder, ihr guten Leute! — Da sind Bänder und Schnüre, um Kistchen zuzubinden, hier ist Schnupftabak für alte Tanten, hier Mandelkleie, Seife, wohlriechendes Wasser. Hier ist alles, was das Herz begehrt an Brillen, Broschen, Nadeln, Federn, Scheren, Messern . . .“

Ehe seine Rede zu Ende war, war er längst vorüber. Und der Bauer, dem Jakob ein alter Bekannter war, hielt ruhig seinen Pflug an und sah lächelnd dem kleinen Manne nach, der auf seinen dünnen Wasservogelbeinen am Graben entlang schloß.

Sobald sich in einer Stadt das Gerücht verbreitete, Jude Jakob sei angekommen, durchfuhr — so sagt man — ein Fieber die Frauenwelt. Selbst ganz gesunde Frauen, die sonst ihr Haus in geziemendster

Weise zu besorgen pflegten, ließen Grützlöffel und Wickelkind im Stich, um die ersten zu sein, die sich in der Schenke, in der Schule, oder wo er sonst seine Waren auszukramen pflegte, einfanden, ja man sah sogar alte Großmütter am Stock die Straße hinunterwackeln mit der leeren Schnupftabaksdose und einem oder dem andern Stück Silberzeug aus alter Zeit in den zitternden Händen.

„Wo die Sau ist, da werden auch die Ferkel sein,“ schrie Jakob mit seiner lustigen Knabenstimme und schlug sich klatschend in die langen, sommer-sprossigen Hände, um den Handel zu eröffnen.

Aber — das stand fest bei den Leuten, daß Jude Jakob mehr in sich trug als eine Krämerseele. Wenn er da stand unter all dem Weibervolk und seine unruhigen Blicke über ihre gesunden Glieder, ihre entblößten Nacken schweifen ließ — oder wenn er mit schmachsender Miene seine spitze Schulter bis zum Ohr in die Höhe zog, wenn ein kleines, halb erwachsenes Mädchen mit einer alten Silberspange oder einem Endchen Goldgalon herankam, konnte man es seinen feinen, schmalen Lippen, seinen großen, erweiterten Nasenflügeln ansehen, daß sein Herz nicht allein für den Mammon schlug.

So unglaublich es lauten mag, war doch der kleine, bleiche Mann keineswegs ganz ungefährlich für junge Mädchen, auf die er sein dunkles Auge einmal geworfen hatte. Die Eingeweihten wollten wissen, daß noch kein Mädchen, das zu gewinnen er wirklich bemüht gewesen war, dem Zauber dieses schwarzen

Muges widerstanden hatte. Und mehr als eine besorgte Mutter hatte keine Ruhe, ehe man ihn weit fort wußte aus dem Kirchspiel.

Zur Weihnachts- oder Fastnachtszeit jeden Jahres kam Jakob in das Fährhaus von Balderöd. Und da er aus alter Zeit mit Kren, dem Schenkwirt, bekannt war, richtete er es gern so ein, daß er sein Nachtquartier hier nahm.

Nun konnte es in jenen Tagen und zu dieser Jahreszeit oft geschehen, daß einige Tage starken Regens oder ein Schneegestöber und Tauwetter die Waldwege fast ganz unfahrbar machten. Sobald sich also die erste Nachricht verbreitete von einem Wagen, der stecken geblieben war, hörte alles Fahren zum Küstenlande und von dort her auf diesem Wege auf. Und da es leicht einen oder auch zwei Monate dauern konnte, ehe der Frost wieder den Erdboden passirbar machte, konnte es eine Zeitlang still und einsam genug werden in der sonst so lebhaften Fährschenke.

Um diese Zeit nun kam Jakob.

Schon der Ton seines lachenden: „Guten Tag, guten Tag, liebe Leute!“, wenn er, noch im Vorzimmer, seinen Kasten vom Rücken schwang und vor Kälte mit den Füßen stampfte, wirkte wie ein erfrischender Hauch der Außenwelt auf die fast leere große Gaststube, wo einige trinkende Bauern aus der Nachbarschaft, einer oder der andere Krämer oder Wollhändler aus dem Amtsbezirk und die Hausgenossenschaft der Fährschenke selbst im allgemeinen die ganze Gesellschaft ausmachten.

Selbst der alte Schenkwirt, der gern am Tischende saß und blinzelte, erhob seine unheilvolle Galgenphysiognomie und sah mit erwartungsvollem Lächeln auf. Jakob selbst war kaum jemals zufriedener, als wenn er nach einer guten Mahlzeit, Milchbrei mit gehackten Zwiebeln und einer Kanne gesüßter Käsemilch, sich zwischen den anderen Gästen am Eichentisch eingerichtet hatte. Und obgleich er selbst niemals starke Getränke auch nur versuchte, war es doch, dank seiner kleinen, munteren Persönlichkeit und seinem lustigen Klauermwelsch, wie ein Fest in diesem großen, finstern Raum, wo nur ein einsames Lichtende einen kümmerlichen Schein auf die versammelten Häupter warf. Oft saß man lang in die Nacht hinein, um seinen vielen köstlichen Liedern, seinen unzähligen Schelmengeschichten zuzuhören, und gar oft mußten sich die Mädchen in der Ecke beim Ofen schamrot hinter ihre Spinnrocken verstecken.

Aber auch der Schenkwirt hatte eine Tochter. Sie hieß Ellen und war ein großes, handfestes Mädchen von achtzehn Jahren mit blauschwarzem Haar und einem Paar blitzender, mußbrauner Augen, mit denen sie es verstand, sich jeden Versuch der Annäherung fern zu halten, zu dem ihre üppigen Formen unter diesen Verhältnissen einladen konnten. Trotz ihrer Jugend bewegte sie sich gleichsam in einem Harnisch von stummer Wachsamkeit und Mißtrauen, welches das Leben unter diesen Leuten sie unaufhörlich zu bewahren gelehrt hatte. Es war etwas Kaltes, Feindseliges in ihren starken schwarzen Augenbrauen,

in ihrem raschen, spähenden Blick, vor dem selbst ihre besten Freunde niemals ganz sicher waren.

Jakob aber, der sie hatte aufwachsen sehen, sprach väterlich zu ihr. Ihr gegenüber bewahrte er stets mit Geschick eine Art von Großvaterstimmung, die sie beruhigte. Und sie, die trotz ihrer frühen Entwicklung doch noch nicht weit über die Kinderjahre hinaus war, hatte sich neben all ihrem verschlossenen Wesen wenigstens etwas Zutrauen bewahrt zu dem kleinen, komischen Kerlchen, das früher in ihren Augen alle Weisheit und Erfahrung der Welt in sich vereinigt hatte. Sie betrachtete ihn mehr wie einen alten, treuen Freund des Hauses als wie einen zufällig Zugereisten. Ja, fast konnte sie sich an dunklen, trüben Wintertagen gewissermaßen nach ihm sehnen — wegen der gemüthlichen Munterkeit, die stets seiner Ankunft folgte.

Da saß sie in ihrer dunklen Ecke und hörte ihm mit stillem, gedankenvollem Lächeln zu, während sie ungestört ihr Rad drehte. Es erfüllte sie ein eigen tümliches Wohlbehagen, so gesichert da zu sitzen und die bunten Bilder der Welt mit ihrer Thorheit und ihrem bunten Treiben an ihrer Seele vorüber ziehen zu lassen. Und war er abgereist, dann konnte sie sich darauf ertappen, eine unerklärliche Leere um sich zu fühlen, — oder sie überraschte sich selbst dabei, daß sie an dem Fenster nach dem See zu stand und sich gegen alle Gewohnheit Träumereien hingab.

Zuweilen, wenn sie allein waren, setzte er sich neben sie auf die Bank, wo sie ihn stumm, aber

bereitwilligst an ihrer Seite Platz nehmen ließ. Er erzählte ihr dann ausführlich von seinen vielen Reisen im eigenen Lande und in der Fremde, von den vielen neuen und wunderbaren Dingen, die er in jenen fernen Gegenden gesehen haben wollte, wo die Sonne auf schneebedeckte Felder und erglühende Weingärten hernieder scheint. Er erzählte von dem Leben des Südens, von dem Getümmel der großen Städte, von den Mönchen in einsamen Klöstern . . .

Und gelegentlich verslocht er in seine Rede Worte von dem Glück und dem Leben und der Lust der Liebe, während er vorsichtig den Blick zu ihr erhob und sich heimlich darüber freute, wie sie heranreiste.

Endlich eines Abends, als sie lange so zusammen geessen hatten und das Licht fast im Leuchter heruntergebrannt war, nahm er — wie in Gedanken versunken — ihre Hand und spielte mit ihren Fingern. Sie sah ihn etwas verwundert an, aber sie legte doch kein Gewicht darauf; sie lächelte sogar ein wenig, als er ihre Hand bald mit einem Blick verlegener Entschuldigung wieder frei gab. Aber gleich darauf schien es ihr, als rücke er ihr verstohlen näher; und da er endlich den Arm um sie schlang und gleichzeitig mit einem sonderbaren, zitternden Lächeln aufblickte, flog eine tiefe Röthe über ihre Wangen. Sie hätte schreien können vor Angst.

Sie hatte Kräfte wie ein Mann und hätte ihn von sich schleudern können wie ein giftiges Tier. Aber was war das, was sich in diesem Augenblick wie lähmend über sie legte und sie trieb, sich diesem

widerlichen Menschen hinzugeben wie ein willenloses Geschöpf? Jedesmal, wenn sie später in den vielen schlaflosen Nächten, den grauenvollen Tagen an jene Stunde zurückdachte, begriff sie es weniger und weniger. Es war, als habe ein Zauber auf ihr geruht. Von dem Augenblick an, da sie sich in seinen Arm gezogen fühlte, hatte sie alle Besinnung verloren.

Von dem darauf Folgenden wußte sie nichts — durchaus nichts mehr, so plötzlich und unerwartet war alles gekommen.

Und merkwürdigerweise sollte dieses Jakobs letzter Besuch im Fährhause von Balderöd sein. Schon im Spätherbst verbreitete sich das Gerücht, daß er in einem Sumpf auf Dünen gefunden worden sei — ausgeplündert und mit zerpaltenem Schädel. Die Botschaft brachte ein fahrender Hopfenhändler, der ihn nach eigener Aussage sehr gut gekannt hatte und der bei seinem Begräbnis gegenwärtig gewesen zu sein behauptete, so daß kein Zweifel an der Richtigkeit der Sache bestehen konnte. Aber die Aufmerksamkeit wendete sich bald nach einer andern Richtung, denn am selben Tag verschwand Ellen spurlos.

Man hatte sie zuletzt während der Erzählung des Hopfenhändlers in der Gaststube auf ihrem gewöhnlichen Platz gesehen. Aber plötzlich war sie leichenblaß vom Stuhl aufgestanden, und seitdem war sie nicht zu finden. Man schickte Boten nach Ost und West, verbreitete sich laut rufend im Walde. Als es dunkel wurde, zog eine Abtheilung der Suchenden um

den See mit Laternen und Leitern, aber alles ohne Erfolg. Erst in der Nacht fand man sie in einem abgeschlossenen Bodenraum, nachdem sie einem kleinen wachsgelben Wesen mit rotem Haar und schwarzen Augen das Leben gegeben hatte. Sie hatte während der Zeit von acht Monaten seine Anwesenheit sorgfältig vor ihrer Umgebung verborgen. Ihr alter Vater, der einzige, der Schlimmes geahnt hatte, kam gerade früh genug, um dem Kinde mit seinem Fluch das Leben zu schenken.

Das war eine ungewöhnliche Ueberraschung. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß in vielen Jahren kein Vorfall in dortiger Gegend ein solches Aufsehen erregt hatte. Ellen wußte den Platz nicht zu finden zwischen Himmel und Erde, wo sie sich mit ihrer Schande und Verzweiflung verbergen sollte. Noch Monate nachher mußte sie mit Gewalt davon zurückgehalten werden, sich in den See zu stürzen, um sich dem höhnischen Lachen und den schadenfrohen Blicken zu entziehen, die überall dem sonst so spröden Mädchen begegneten.

Nachdem aber bald darauf ihr Vater, der alte Schenkwirt Kren, gestorben war, versank sie in eine Schlafsucht, eine Art von Nachtwandeln, aus dem sie eigentlich nie wieder erwachte, und dem sie sich auch von jetzt an ungestört hingeben konnte, denn eben zu jener Zeit wurde die Brücke über den Fluß gebaut. Vorher schon hatte das Kind in der Taufe den Namen Martha empfangen.

IV.

Nach diesem traurigen Ereignis sank die einst so berühmte Schenk- und Ausspannwirtschaft in den Schoß der Vergessenheit zurück; es war der Beginn ihrer gewissen Auflösung, und Jahr für Jahr fiel sie mehr zusammen über ihren Eichenstützen. Ein Kesselwald schoß auf an ihren alten Mauern, so daß sie den Blicken der Vorüberkommenden fast verborgen wurden, und drinnen hinter der verschlossenen Thür, den flaschengrünen Fensterscheiben saß Ellen in dem Dämmerlicht des großen, leeren Zimmers, wie eine lebendig Begrabene.

Sie wohnte hier ganz allein mit ihrer kleinen Tochter und saß gewöhnlich auf ihrem alten Platz in der Schenkstube am Fenster, mit verschlafenen Augen vor sich hinstarrend, als grüble sie unausgesetzt ihrem Schicksal nach. Aber so einförmig und träge auch Stunden und Jahre an ihr vorbeizogen, waren sie doch keineswegs spurlos an ihr vorübergegangen. Leute, die sie zufällig sahen, stuzten geradezu bei ihrem Anblick, so verwandelt war sie.

Sie hatte unter anderem die Gewohnheit, nicht vor dem hohen Tage aus dem Bett aufzustehen, und auch dann konnte sie mehrere Stunden noch zögern, halb angekleidet, in einem geflickten Rock oder auch

nur in ihrem langen, groben Leinenzeug, das Haar unfrisiert herunterhängend, und Worte vor sich hin murmelnd, ohne irgend etwas vorzunehmen. Unter vielen Leuten zeigte sie sich so gut wie niemals. Es konnten oft mehrere Tage vergehen, ohne daß sie aus ihrer Zimmerthür heraustrat. Aber durch dieses viele Stillsitzen war ihr früher so kräftig entwickelter Körper ganz unförmlich geworden, besonders das Gesicht aufgetrieben, und die braunen Augen schauten unheimlich heraus mit einem umschleierten, blöden Blick. In der Landstadt sprach man es offen aus, daß sie trinke.

Im Sommer, wenn die schöne Gegend von Touristen und anderen Vergnügungsreisenden überschwemmt war, konnte es auch jetzt noch geschehen, daß einer oder der andere hereinkam, um nach dem Wege zu fragen, oder um ein Glas Milch zu bitten. Zuzeiten hielten auch wohl Equipagen am Brunnen, um Wasser für die Pferde zu bekommen; — ja, die braun getünchten Mauern konnten sogar hie und da einen gewissen Reiz ausüben auf irgend einen jungen schwärmerischen Studenten, dessen Herz zu schlagen begann bei dem Anblick dieser großen, wohlbeleibten Frau mit dem rabenschwarzen Haar und den absonderlichen Ohrgehängen.

Aber im übrigen beherbergte die Schenke fast ausschließlich fünf oder sechs Gäste — alte, gutmütige Invaliden; die Gesellschaft wurde im Volksmunde „der Spiritusklub“ genannt. Jeden Abend versammelten sie sich um den großen Eichentisch wie

eine Versammlung von Schatten. Es waren ein paar alte Krüppel aus dem Armenhause, ein paar frühere Steinhauer und Begarbeiter, die hier in Ernst und Eintracht ein Zweiquartfäßchen auf ihrer aller gleich traurige Existenz leerten, um alsdann unter allgemeinem Krakehl in der Nacht nach Hause zu taumeln in ihre verschiedenen Kofthäuser.

In dieser Umgebung konnte es leicht geschehen, daß auch Ellen nach und nach lernte, ihre Gedanken zu betäuben. Lange Zeit geschah es nur heimlich, wenn die Trunkenheit den anderen zu Kopf gestiegen war und ihre Sinne umnachtet hatte. Doch mit jedem Jahr verlor sie mehr die Macht über sich selbst; und nun kam es sehr oft vor, daß sie schwankend auf ihrem Stuhl saß mitten unter ihnen, bleich und mit starren Augen.

Inzwischen tändelte Martha umher und wuchs in der Aehnlichkeit mit ihrem Vater auf.

Im Alter von vierzehn Jahren war sie schon ein vollständig erwachsenes Mädchen, das sich gut und verlockend ausnahm in ihrem roten Nieder und den weißen Hemdärmeln, und auf deren ganzer, schlanker, fein geformter Gestalt mit dem festen Fuß und dem biegsamen Rücken die Blicke der vorübergehenden jungen Herren gern weilten.

Wenn man sie da stehen sah in der offenen Thür mit der Spitzengarnirung zwischen den Schultern, den einen nackten Fuß mit der Hand emporgehoben, die Augen zum Himmel aufgeschlagen, — oder wenn sie am Winterabend müde in ihren Strohsstuhl zurück-

gelehnt in der Schenke saß, die schlanken Finger um das hochgehobene Knie gelegt und mit halb gezwungenem Lächeln bei dem raucherfüllten trüben Schein der Hängelampe die nickenden Häupter der Trinkgesellschaft betrachtend — dann war es, als sähe man in diesen feinen, klugen Zügen, in diesem lebendigen, forschenden Auge und dem ganzen, kleinen, nervösen Körper Jakob in verklärter Gestalt.

Die lange, schmale Nase und die großen, ovalen Nasenlöcher, die die hellrote, halb durchsichtige Scheidewand sehen ließen, die schmalen, bleichen Lippen, die großen, klaren Zähne, die hellen Brauen, die, sobald sie scharf sehen wollte, sich leicht runzelten unter der weißen Fläche der Stirn, alles glich dem Vater . . . bis zu der etwas heiseren Stimme und jenem kleinen, verschlagenen Lächeln, mit dem sie von Zeit zu Zeit mitten in ihrer Lustigkeit plötzlich in Gedanken versank.

Aber ihr Haar hatte ein helleres Rot, und es floß glatt und glänzend über ihre blaugeäderten Schläfen und verbarg unter zwei schönen Flechten die tiefe Nackengrube. Das Auge war größer, klarer, tiefer. Wie ein getreues Abbild des Nymphensees im Walde lag es da unter der Braue in geheimnisvoll wechselndem Glänzen und schaute hervor aus dem dunklen Kranz der langen Augenwimpern, die ihre Schatten auf dieses stille Wasser warfen.

Von der Mutter hatte sie nur den ruhigeren Blick, den hohen, klaren, blendenden Hals. Und als fühle sie instinktmäßig ihre innere und äußere Ungleichheit, hatte sich Martha, seit sie ein Kind

gewesen war, von jeder Vertraulichkeit fern gehalten, ja sogar mit einer gewissen fremden, kalten Verachtung auf das große, schwerfällige Tier herabgesehen, das sich ihre Mutter nannte.

Im ganzen wuchs sie so gut wie sich selbst überlassen auf. Drinnen in der Landstadt, wohin man sie seit ihrem siebenten Jahre in die Schule geschickt hatte, hielten sich die Kinder der wohlhabenderen Bauern absichtlich von ihrer Gesellschaft fern, und selbst die, die ihr einigermaßen gleichgestellt waren, fühlten sich diesem wunderlichen, fremdartigen Kinde gegenüber furchtsam und verlegen. Sie hatten so viel Abenteuerliches von ihrer Herkunft gehört, deshalb ängstigten sie ihre Wildheit und ihre absonderlichen Einfälle.

Sie hingegen hatte in ihrer Einsamkeit ihre ganze Liebe dem „Klub“ zugewendet. Diese alten, sonderbaren Burschen, zwischen deren Füßen sie sich getummelt hatte wie ein verzogenes Kuchlein, und unter deren fast väterlicher Obhut sie aufgewachsen war, wurden mit der Zeit ihre einzigen wirklichen Freunde. In ihrer Gesellschaft fühlte sie sich in ihrem Element. Ihre derbe Sprache, ihre Albernheiten, ja selbst ihre Trunkenheit und ihre ungehörigen Erzählungen ergötzten sie und waren ihr wie ein schmackhaftes Gewürz gegen die Langeweile des trägen Tages, ein belebender Hauch aus der Gegend der alten Landstadt. Sobald die Sonne hinter dem westlichen Walde verschwunden war, sehnte sie sich nach dem Augenblick, da der erste Holzschuhtritt im Vorzimmer

hörbar wurde. Und obgleich sie oft den ganzen Abend über im schrecklichsten Tabakzqualm und im ärgsten Bier- und Fuseldunst saß und hustete, fühlte sie sich doch nirgends glückseliger als in diesem Kreise von gutmütigen Alten, deren Freude und Stolz sie ihrerseits auch war.

Da war der dicke Schützen-Martin, ein alter Graubart, der jede zweite Minute aus einer großen, runden Ledertasche eine Priese nahm und beständig nach Fuchsbälgen roch. Da war der taube Andreas, der Koch, der kleine, geschäftige Weber Zacharias, der alte Geigenspieler Franz Mikfelsen und der schwermütige Soreen Steinhauer, der sich stets mit einem „Ach Gott!“ hinsetzte und mit einem „Herr Jesus“ sein Glas nach dem Trinken hinstellte. Aber vor allen anderen war es Lars Rynelby oder Lars Einauge, ein alter Seeländer und eine wirkliche Heldenruine, überarbeitet und gebeugt, der seinerzeit der berühmteste Kaufbold im Amtsbezirk gewesen war und auch noch trotz seines hohen Alters und seines zugedeckten Auges gefährlich genug werden konnte, wenn es sich eben traf.

Namentlich dieser letzte war im Lauf der Zeit Marthas bester Freund und Beschützer geworden, dem sie alle ihre kleinen Sorgen und Heimlichkeiten anvertraute, wenn sie sich abends auf seinen Schoß setzte und an seinen steifen grauen Bartstoppeln zupfte. Selbst als sie schon älter und mehr erwachsen war, bewahrte sie dieses vertrauliche Verhältnis zu dem alten Kaufgesellen, der im Grunde ein herzens-

gutes, weiches Gemüt hatte. Sie gestand ihm ohne Scheu manche kleine Freiheiten zu, zum Beispiel zärtlich mit ihr zu sein und sie zu küssen. Zum Dank brachte er ihr zuweilen in seiner weiten Hosentasche, deren bunten Inhalt sie stets eifrig durchstöberte, ein Restchen farbiges Band, eine Reihe Glasperlen oder dergleichen Karitäten, mit denen sie sich, wie er wußte, zu schmücken liebte.

Den Tag, als Martha konfirmirt werden sollte, fand sich der ganze „Klub“ in der Kirche ein. Selbstverständlich erregte es kein geringes Aufsehen, als Lars Einauge an der Spitze, der feierliche Zug, den vier geliehene Cylinderhüte schmückten, zum Chor hinzog und sich auf den Stuhlplätzen niederließ. Martha selbst trug ein schwarzes Kleid von fast neuem Stoff. Um ihre Schultern war ein weißes, gestricktes Wolltuch geschlungen. Im Haar hatte sie — ein wenig kokett — eine rote Rosenknospe angebracht; und als die Konfirmanden nach der Predigt in geschlossener Reihe durch die Kirche zogen, richteten sich unwillkürlich viele Blicke auf sie.

Das geschah aber nicht nur, weil ihr hübscher blonder Kopf über die meisten hinausragte und namentlich über die kleinen, untersehten, dickbackigen Sprößlinge der Kathenbewohner, zwischen welchen sie saß. Sie blickte auch, im Gegensatz zu all den anderen, mit frohen, glänzenden Augen umher. Und es lag auf ihrer ganzen fünfzehnjährigen Schönheit etwas Aristokratisches, das selbst in dem viel zu langen Kleide pikant und anziehend wirkte.

Mitten in der Prüfung erhob sich ein Mann

aus einem der fernher stehenden Stühle und blieb unbeweglich stehen, so lang die Feierlichkeit dauerte. Sobald ihn Martha erblickte, ging es wie eine dunkle Wolke über ihr Gesicht, und während des weiteren Verlaufs des Gottesdienstes sah sie nicht wieder dorthin. Vermuthlich hatte man das bemerkt, denn plötzlich wendeten sich mehrere Köpfe nach ihm um, und einige Männer stießen sich bedeutungsvoll mit dem Ellenbogen an.

Der Betreffende war ein großer, breiter, etwas gebeugt gehender Mensch, wohl von einigen zwanzig Jahren, der mit einem Paar kleiner, mißtrauischer Augen, die überall und nirgends hinblickten, umher sah und der gleichzeitig seinen großen, groben Mund zu einem wunderlichen, unbestimmten Lachen verzog. In der Stadt nannte man ihn „Fäskchen“, sein Name aber war Jasper Andersen Dunbol; im allgemeinen galt er als ein etwas wunderlicher Mensch, aus dem nicht klug zu werden war.

Eigentlich war er seiner Umgebung nur in der Trunkenheit gefährlich; aber im täglichen Leben begrub er sich in seine Arbeit als Holzhacker im Walde, wo abgeholt wurde, und tauchte nur dann und wann in einer Spielhölle oder in der Schenke auf. Hingegen kam er öfters in das alte Fährhaus am See, unter dessen Stammgästen er als Verwandter des alten Andreas zugelassen worden war. Und es wurde allgemein angenommen, daß er vom Klub zum Liebhaber Marthas bestimmt war.

So oft er den Blick über die Versammlung schweifen ließ, lag darin etwas Drohendes, Heraus-

forderndes. Und nach dem Schluß des Gottesdienstes ging er hinaus auf den Kirchhof, wo sich die Konfirmanden versammelt hatten, um die Glückwünsche der Freunde und Bekannten entgegenzunehmen.

Martha warf einen schnellen, ängstlichen Blick seitwärts, als sie ihn langsam näherkommen sah, die Stirne gesenkt, wie ein Stier. Einen Augenblick versuchte sie, sich hinter Martins breitem Rücken zu verstecken. Aber da er mitten zwischen ihnen stand, reichte sie ihm kalt und stumm die Hand, und sobald sich die Gelegenheit bot, zog sie sich zurück zu einer Gruppe von Freundinnen, die in frohem Lachen zwischen den Grabsteinen standen.

Gleich vom ersten Augenblick an, da sie ihn in der Kirche gesehen hatte, fürchtete sie, daß er es sich einfallen lassen würde, sie nach Hause zu begleiten. Es wurde ihr daher ganz leicht ums Herz, als sie ihn bald nachher Abschied nehmen und sich in der Richtung nach der Stadt zu entfernen sah. Sie bemerkte wohl, daß er auf der Höhe des Berges sich noch einmal umwendete und zu ihr herniedersah. Aber im übrigen vergaß sie bald sowohl ihn als die ganze Scene über dem Empfang, der zu Hause ihrer wartete.

Hier war der Tisch festlich mit einem reinen weißen Tuch gedeckt und mit zwei Leuchtern mit Kerzen. Mitten auf dem Tisch stand eine dampfende Schüssel mit Reisbrei. Aber sowohl die Schüssel als die Leuchter waren mit Blumen umlegt, und oben am Ende des Tisches lag ein Neues Testament mit einem goldenen Kreuz auf dem Einband. Martha

fühlte sich so ergriffen, daß sie zum erstenmal seit vielen Jahren hinging und ihrer Mutter die Hand reichte. Im ganzen war es ein Tag unvergeßlichen Glückes. Alle die alten Freunde stimmten darin überein, daß sie „glänzend“ bestanden hatte, besser sogar als die Tochter des Predigers; und nach der Mahlzeit spielte Franz auf seiner Violine, Zacharias, der Weber, las aus einem alten Almanach vor; und nach einer Bowle Punsch wurde der Frohsinn so übersprudelnd, daß man selbst Lars Einauge in einem wilden Cancan an seiner Krücke umherspringen sah.

Als aber Martha spät in der Nacht in ihre Kammer kam und schon halb entkleidet war, fiel ihr Blick auf ein kleines Päckchen auf dem Tisch, welches sie bis dahin nicht bemerkt hatte. Vorsichtig, beinahe ängstlich, besah sie es erst von allen Seiten und wickelte es dann langsam auf — eine Lage Papier nach der andern, bis ein kleines Etui zum Vorschein kam. Sie öffnete es schnell. Da lag eine silberne Cylinderuhr vor ihr. Und an diese war ein Blättchen Papier geheftet, auf dem mit grober Handschrift geschrieben stand: „Zum Andenken von Jasper Anderjen Dunbol.“

Langsam stieg die Röthe in ihre Wangen, während sie behutsam die Uhr von allen Seiten betrachtete. Da erinnerte sie sich plötzlich der Scene auf dem Kirchhof. Sie errötete tief bis zu ihrem schon entblößten Halse. Dann setzte sie sich nieder und versank in Gedanken. — Sie war noch nicht volle fünfzehn Jahre alt.

V.

Eines Tages geschah es, daß, als sie unten am Flußufer ihre Füße badete, ein kleines weißes Boot mit zwei Personen sich ihr näherte. Um nicht gesehen zu werden, bückte sie sich schnell, so daß sie das Schilf verbarg, und beobachtete nun neugierig das Paar, das langsam vorwärts kam.

Es war eine junge Dame in hellen Sommerkleidern und mit einem hochroten Sonnenschirm, der wie eine Mohnblume vom Hinterteil des Schiffes herüber schien. Sie hatte die Wange in die aufgestützte Hand gelegt und schien unbeweglich und gedankenvoll in die Landschaft zu starren. Der Herr, der ihr mit den Rudern gegenüber saß, war ein junger blonder Cavalier, er wendete Martha aber den Rücken, so daß sie nur seine breiten Schultern und das helle, kleingelockte Nackenhaar, auch den Anfang eines großen, hellen Bartes sehen konnte. Das Gesicht selbst konnte sie nicht sehen, aber es war doch unverkennbar, daß sein Auge unverwandt auf der gedankenvollen jungen Dame weilte; und der Blick, mit dem er sie betrachtete, wurde gewissermaßen offenbart durch die sanfte, fast liebevolle Art, mit der er die Ruder im Wasser bewegte.

Martha wußte sofort, daß es zwei Verlobte sein mußten.

S kaum hörbar wendete plötzlich der Herr das Boot dem Lande zu und legte im Schilf, unmittelbar in Marthas Nähe an. Im selben Augenblick erwachte die Dame aus ihren Träumereien, und eine leichte Röthe färbte ihre Wangen, als sie sich verwundert umjah. Sie lächelte. Und erst dieses Lächeln zeigte Martha, wie schön sie war.

„Habe ich geschlafen?“ fragte sie mit wunderbar weicher und klangvoller Stimme.

„Du hast gesteuert,“ antwortete er freundlich.

Er legte die Ruder ins Boot und stand auf. Noch sitzend nahm sie die Hand, die er ihr in ritterlicher Weise bot. Und als sie an seiner Seite stand, gab sie ihm beide Hände und schaute vertrauensvoll zu ihm auf.

Aber es mußte etwas in seinem Blick liegen, was um mehr bat. Dann erst, nachdem sie vorsichtig umhergespäht hatte, lehnte sie sich still an seine Brust und bot ihm errötend ihren Mund. Er legte voller Verehrung den Arm um sie und küßte sie, kaum ihre Lippen berührend.

Martha hätte in ihrem Versteck fast laut aufgelaucht über dieses feierliche Liebeszeichen. Als sie aber im selben Moment den Blick auffing, mit dem die beiden Liebenden sich bei ihrer Umarmung ineinander versenkten, der seine stillglühend, der ihre feucht und zitternd — dazu das tiefe Erröten, das die Wangen beider übergöß — fühlte sie sich tief be-

schämt und sah sich scheu um, als habe sie zu fürchten, daß das Liebespaar belauscht würde.

Mit klopfendem Herzen verbarg sie sich mehr in ihrem Versteck und beobachtete unausgesetzt die beiden ans Land Steigenden. Atemlos folgte sie ihnen mit den Blicken auf ihrer stillen Wanderung über die Wiese dem Zaune zu. Und erst als sie Arm in Arm im Walde verschwunden waren, erhob sie sich langsam und mit glühendem Angesicht aus dem Schilf. Auch jetzt noch blieb sie eine Weile wie traumversunken stehen und schaute den Platz an, wo der dichte Wald die beiden ihren Blicken entzogen hatte.

Da hörte sie Männer Schritte auf der Brücke. Schnell nahm sie ihre Strümpfe und lief dem Hause zu. Da sie aber plötzlich Zaspers Elefantenschritt zu erkennen glaubte, erschrak sie instinktmäßig vor dem Gedanken, ihm eben jetzt zu begegnen. Ohne Besinnen wandte sie sich um und lief, so schnell sie konnte, weit in den Wald hinein. Aber durch einen Busch gedeckt, sah sie nun, daß ein schlichter Bauer mit dem Sack auf dem Rücken daherkam; sie lachte über ihre Furcht. Und langsam und gedankenvoll, hie und da eine Blume zu ihren Füßen pflückend, ging sie ruhigen Schrittes den Hauptweg entlang zurück. In der Nähe des Hauses hörte sie die Mutter in der Küche rumoren; sie schlich sich deshalb um das Giebelende, durch den Vorbau und hinauf in die leere, unbewohnte Oberstube, deren Thür sie sorgfältig hinter sich abschloß. Hier stellte sie sich

an ein dem See zugewendetes Fenster und öffnete dieses vorsichtig.

Die Dämmerung hatte schon begonnen in der Waldrunde. Auf dem dunkelvioletten Nadelholzkamm des Königsberges lag das glühende Gold des Sonnenuntergangs und warf einen feinen rötlichen Schimmer über das Wasser. Das Leben der Vogelwelt war verstummt. Nur ein stilles, abendliches Weben ging durch die Wälder und erstarb in der Ferne. — Wie ermüdet legte sie ihre Wange auf die stützende Hand und sah lange Zeit hinaus.

Sie begriff, daß jenes, wovon sie Zeuge geworden war zwischen diesen beiden, was ein wunderbares Feuer in beider Augen entzündet, ihre Lippen erzittern gemacht hatte, des Menschenherzens überirdisches Glück, des Lebens höchstes, heiligstes Genießen — daß es die Liebe sein mußte.

Wundersam! Wohl tausendmal hatte sie in den kleinen roten Romanheften dieses Wort gelesen, ohne zu wissen, was es bedeutet, ja eigentlich ohne darüber nachzudenken. Nun fiel für ihre Seele ein helles, aber zitterndes Licht darauf. Nun schien es ihr, als brauche sie nur ihre Hände vor die Augen zu legen, um zu wissen, was es war.

Liebe! — Liebe! — Es war, als erblühe ein neues Leben in ihr bei dem Klang dieses Wortes. Es war, als öffne sich die Welt ihren Blicken, als höbe sich der Himmel höher über ihrem Haupte. Selbst der Wald, den sie anschaute, war ein anderer geworden. Die Luft, die sie umgab, schien ihr von

Klängen erfüllt zu sein, die Winde flüsterten das wunderbare Zauberwort in ihr Ohr.

Seltjam — feierlich überkam es sie. Ohne es zu wissen, hatte sie den Kopf seitwärts an den Fensterposten gelehnt, die Hände lagen gefaltet außerhalb auf dem Gesimse; sie schaute hinaus auf den See, der eben sein geheimnisvolles Auge öffnete. So stand sie lange unbeweglich. Der letzte matte Tageschimmer erlosch am Himmel; die Dämmerung breitete sich aus über dem Wasser und hüllte die Wälder ein . . . Eine Thräne schlich sich über ihre Wange. Ein Windstoß fuhr durch das offene Fenster und durch die reichen Locken auf ihrer Stirn; sie erschauerte leise.

Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Sie schrie leise auf und wendete sich um. An ihrer Seite stand Lars Einauge, auf seine Krücke gelehnt und mit seiner Stirnbinde und lächelte schlau. Die Blut einer kurzen Thonpfeife, die unter seiner roten Nasenspitze rauchte, erhellte schwach das stoppelbärtige Kinn und die breiten, zahnlosen Kinnladen.

„Tausend Sapperment! Also hier findet man die kleine Mamsell!“ rief er aus. „Na, was denn? Gott strafe mich! — bei einem Haar hätte man sein eigenes armes Leben gewagt, um sie aufzustöbern. Und nun steht sie hier und himmelt!“

„Was ist denn die Uhr?“ fragte sie und sah sich verwundert um.

„Was die Uhr ist? — Fragt sie wirklich, was die Uhr ist? — Ich will verdammt sein, Fräulein-

chen, wenn sie nicht in zarte Gedanken versunken ist. Was die Uhr ist? Ha, ha (er zwinkerte mit dem Auge und hohnlachte) . . . Kann sein, daß es schon geschlagen hat — was ist gefällig? Hohohoho!"

Er brach in ein ohrenbetäubendes Lachen aus. Auch Martha lächelte matt, und sie gingen mit einander ins Zimmer, wo wirklich Marthas ungewöhnliches Ausbleiben fast Mengstlichkeit hervorgerufen hatte. Sie wurde mit einem Sturm von Rufen des Erstaunens empfangen. Sie sagte, sie sei müde gewesen und in der Dämmerung eingeschlafen; sie rieb ihre Augen und streckte sich, als sei sie noch nicht vollkommen wach, und endlich setzte sie sich auf ihren Strohhstuhl in der Ecke. Aber zum erstenmal fühlte sie sich wie fremd in diesem Kreise. Weder Martins Jagdgeschichten noch Zacharias' druckwürdige Auseinandersetzungen konnten ihre abschweifenden Gedanken fesseln; und sobald sie sich ungesehen fortzuschleichen konnte, glitt sie aus der Schenke und floh in ihr Zimmer.

Dieses lag am entgegengesetzten Ende des Hauses und war ein kleiner, länglicher Raum mit einem Fenster nach der Klust zu und einer alten Giebelthür, die ihrerzeit als Eingang zu einem Gelaß für den Fährmann gedient hatte, nun aber mit einer Eisenstange verschlossen war. Neben dieser Thür stand das Bett, und im übrigen bestand das Mobiliar nur aus einem Tisch und einem dreibeinigen Stuhl. Wände und Fußboden waren aus roter Ziegelerde, in deren Flächen die Feuchtigkeit und die stete Benützung

große Vertiefungen eingegraben hatten; aber trotz alledem sah es hier — im Gegensatz zu allen übrigen Theilen des Hauses — ganz nett und sauber, ja beinahe behaglich aus.

Martha schob den Kiegel vor die Thür, durch die sie gekommen war, schloß vorsichtig die Fensterladen und zündete das Licht auf dem Tisch an. Dann kniete sie an dem Bett nieder und zog einen Kasten mit verschiedenem Gerümpel hervor. Auf dem Boden des Kastens fand sie — mit einem kleinen Lächeln — ein Päckchen roter Hefte, deren Umschläge sie zuvor umständlich mit ihrem Taschentuch vom Staube befreite, worauf sie langsam und nachdenklich darin hin und her blätterte. Endlich fesselte eine Stelle sie; sie strich ihr Haar von der Stirn, schob das Licht näher heran — und noch lange, nachdem sie die Alten durch das Vorzimmer hinaustaumeln gehört hatte, saß sie bei der herabgebrannten Kerze, ganz vertieft in „Die geheimnisvolle Thür oder Ritter Roberts Liebesabenteuer“.

VI.

Von diesem Tage an lebte Martha eigentlich nicht mehr im Fährhause von Balderöd.

Dieser einzige zitternde Blick der beiden Liebenden, diese plötzliche Offenbarung einer übersinnlichen Glückswelt hatte für sie mit einem Schlage die Pforten geöffnet zu dem ungekannten Lande, zu der strahlenden Fata Morgana des Menschenlebens, in welche sie sich jetzt mit ihren Gedanken vertiefte.

Ein neues Ziel erschloß nach diesem Ereignis sich ihrer Sehnsucht. Mit der feurigen Phantasie erwachender Leidenschaft versenkte sie von nun an ihre Seele in diese wunderreiche Welt der Freude und des Glückes der Liebe. Sie gab sich einem weit-schweifenden Traumleben hin, das sie ganz erfüllte und dessen Widerschein sich in ihrem Lächeln abspiegelte und hervorleuchtete aus der geheimnisvollen Tiefe ihrer dunklen Augen.

Wenn sie in den Wald ging und dort die dunkelsten Wege aufsuchte, die sich im Dickicht verloren, stand sogleich ein ritterlicher Jüngling vor ihr, der sich ihr auf ihrem Wege anschloß. Ein Zweig, der ihre Kleider erfaßte, wurde in ihrer Vorstellung zur dreifsten Hand, die nach ihr greifen wollte. Ein Blatt, das ihre Wange streifte, wurde ein Kuß, der sie

zittern machte. Aber wenn ein Ast brach in ihrer Nähe, konnte sie darüber so sehr erschrecken, daß sie sich allen Ernstes unter einem Busch verbarg.

Saß sie aber zu Hause in ihrem Zimmer am Fenster und sah durch die Kluft nach der Küste hinaus — da war immer einer oder der andere Fleck da, den ihre Träumereien mit Vorliebe aufsuchten, und immer schwebten ihr ein großer blonder Bart und ein kleiner roter Mund vor, und der rote Mund wurde mit einer Ergebenheit, einer Zartheit geküßt von einem Lippenpaar . . .

Es lag ein kleines weißes Haus da am Fuße einer mit Eschen bewachsenen Anhöhe, vom Volk das Müllerhäuschen genannt. Dorthin träumte sie sich oftmals; dann saß sie mit einem geliebten Manne zusammen zwischen Rosen und Goldregen, bald in stillen Mondnächten, bald an lauen Sommerabenden mit Nachtigallenschlag und Blumendüften. Und verschwand nun der letzte Sonnenstrahl, und lagerten sich goldene Abendwolken über dem Walde, dann zauberten diese ihr ein ganzes Paradies der Liebe vor das Auge, einen Garten des Liebesglückes mit schattigen Wegen und süß duftenden Laubgängen, in welchen sie in ihrer Vorstellung mit ihrem Geliebten lustwandelte.

Aber wenn sie von solch seliger Stunde ihren Blick zur Erde zurückwandte und sich umsah in der räucherigen, düsteren Stube, in deren Branntweindunst ihre Tage verflossen, — dann verfinsterte sich ihr Gesicht.

War nicht doch alles vergebens? War nicht alles Gaukelspiel und eitler Traum? Würde dieses Wunderland jemals für sie seine Pforten öffnen, und würde sie einmal ein solches Glück kennen lernen? Wie ein schmerzhafter Stich fuhr es ihr durchs Herz, wenn sie aus ihren glücklichen Träumen von zarten Liebeszeichen, von weichem Händedruck und zärtlichen Lauten erwachte, um Worte zu hören, die die Trunkenheit eingab, lästerliche Flüche, und um die starren, glanzlosen Augen der Mutter zu sehen.

Besonders überkam sie eine heimliche Angst, als es ihr vollständig klar geworden war, was Jaspers häufige Besuche und sein eigentümliches Wesen zu bedeuten hatten. Er kam in der letzten Zeit fast täglich und saß da zwischen den anderen, die Hände unter den Tisch haltend, das Kinn auf die Tischplatte gestützt, und sah sie unverwandt an mit einem Lächeln, das ihr das Blut erstarren machen konnte. Zuweilen — besonders wenn er reichlich getrunken hatte — belästigte er sie sogar mit seiner plumpen Faust. Und ihr Entsetzen steigerte sich noch, da sie fühlte, daß nicht er allein sich bei ihr einzuschmeicheln beabsichtigte, sondern daß alle, selbst Lars Einauge, auf seiner Seite standen und im Verborgenen seinen Plan begünstigten.

Mit Schrecken fragte sie sich einmal über das andere, ob wirklich dieses das Los sei, das ihr beschieden war, ob dieses das erträumte Glück sein könnte.

Heimlich schwur sie sich, daß es nie geschehen

solle. Lieber wolle sie sich von wilden Pferden zerreißen lassen oder sich ins Meer stürzen . . .

Aber in den vielen schweren und traurigen Stunden, die sie verlebte, fragte sie sich auch, welche andere Hoffnung es wohl geben konnte für ein armes Mädchen, wie sie war, welches anderes, besseres Geschick sie erwarten durfte, und ob sie nicht ohne Gnade für immer verurteilt sei, ein Leben in der Nachtseite des menschlichen Daseins zu führen, freudlos und finster. Nur im Liede, im Roman ereignete es sich, daß Ritter Robert an die Thür der Hirtin klopfte; und wenn es heutzutage geschah — wie war es Jorgine Weber ergangen, die sich im vorigen Jahre im Irtsinn erhängte, oder der armen Anna Meta, ihrer Mitkonfirmandin, oder — es schauderte sie — ihrer eigenen Mutter?!

Sie hatte oft mit quälender Empfindung darüber nachgedacht, daß sie das Kind solcher Verbindung war, die Frucht eines kurzen, glücklichen Zusammenseins, etwa im Walde oder unter dem Sternenhimmel. Oft jedoch war es ihr eine Art von Befriedigung, sich mit dem zartesten Weben ihrer Gedanken in ihren eigenen Ursprung zu vertiefen. Mit unwiderstehlicher Macht trieb es sie, den Schleier zu lüften, der darüber lag. Aber sie brauchte nur an ihre Mutter zu denken, an ihre erschlafften Züge, ihre starren Augen, dann fuhr sie zusammen vor Angst. Ihr war, als erblicke sie darin ihr ganzes trostloses Schicksal, ihr hoffnungsleeres Urtheil; als sage ihr das stumme Hinstarren dieser glanzlosen Augen,

daß es für das Glück nur einen Preis gebe — das Leben.

Im Laufe dieses Winters — Martha hatte ihr sechzehntes Lebensjahr vollendet — versank sie in tiefe Melancholie. Ihre alten, treuen Freunde, die sie seit längerer Zeit mit bedenklichem Kopfschütteln beobachtet hatten und sich vergebens nach der Ursache ihres sonderbar veränderten Wesens fragten, wurden nachgerade ernstlich besorgt. Sie war jetzt vielleicht mehr als jemals ihrer aller Augapfel, ihre Freude und Hoffnung. Und sie zerbrachen ihre alten Köpfe, um herauszufinden, was in aller Welt Marthas kleines Herz bedrücken konnte.

Aber Lars Einauge, der schlauer war als die anderen und wohl erfahren in den Wirren und Irren des Lebens, hatte mit seinem einen Auge mehr gesehen als die übrigen mit ihren beiden. Und an einem der ersten Frühlingstage, als rings umher in Feld und Wald alles sproßte und jubelte, schien ihm der richtige Augenblick für ein ernstes Wort gekommen zu sein.

Es war zur Zeit der Abenddämmerung. Sie saß draußen vor der offenen Thür auf der Steinstufe und merkte es nicht, daß er über den Kiesweg herankam. Sie saß da — bleich und fein — unter hellgrünen Blättern und blauen Anemonen und schaute nicht auf von dem Saum des kleinen grünen Hemdes, das auf ihrem Schoß lag. Erst als er sie fast berührte, schlug sie das Auge zu ihm auf. Sie reichte ihm freundlich die Hand, versuchte, ihm herzlich wie sonst

zuzulächeln, aber es glückte ihr nicht. Und als er ihr in die Augen sehen wollte, wendete sie den Kopf zur Seite — sie hatte geweint.

Er schüttelte betrübt seine grauen Locken, der Alte, sah sie aufmerksam an mit seinem einen zusammengekniffenen Auge, dann setzte er sich neben sie auf den Treppenstein. Langsam und gedankenvoll stopfte er seine kurze Pfeife, und noch, nachdem er sie angezündet hatte, saß er lange, das Auge auf die rötlich-weißen Wolken gerichtet, die in schweren Massen über dem fernen, waldigen Bergeskamm lagen.

Seufzend dachte er an die Zeit zurück, da sie ihm wie ein junges Kalb entgegen zu springen pflegte, sobald sie seinen hinkenden Schritt auf der Brücke hörte, da sie freundlich seine Krücke nahm, sie in ihre Ecke stellte, sich auf sein Knie setzte und den Schweiß von seiner alten, runzeligen Stirn trocknete. Er erinnerte sich der vielen frohen Stunden, die sie vertraulich zusammen verplaudert hatten, ihres schelmischen Lächelns, wenn sie ihn am Bart zu zupfen pflegte, ihres munteren Lachens, wenn sie ihm sein Päckchen Schrot stahl oder seine Nase aus der Schnupftabaksdose füllte.

Und wieder schüttelte er seinen alten, eingeschrumpften Kopf und that einen tiefen Zug aus seiner rasselnden Pfeife.

„Und was hast Du ihm geantwortet, Martha?“ fragte er endlich, ohne sie anzusehen oder seine Stellung zu ändern.

„Wem?“ fragte sie, ebenfalls ohne aufzusehen.

„Ihm — Jasper?“

„Ach so!“

„Hat er nicht um Dich gefreit?“

„Ja wohl hat er das gethan.“

„Nun — und was sagst Du?“

Aber als sie hierauf nicht antwortete, nahm er die Pfeife aus dem Munde, spie weit hinaus in die Anemonen, strich mit dem Rücken seiner Hand über die Lippen und wendete sich zu ihr.

„Nun höre mir zu, kleines Mütterchen,“ begann er eindringlich. „So kann’s — hol mich dieser und jener — nicht länger bleiben mit der Kopfhängerei. Was gibt’s denn? Aller Humor über Bord geworfen? Ist denn in der Maschine was in Stücke gegangen? Ein Rad zerbrochen? Sag ’mal!“ — er beugte sich liebevoll zu ihr nieder und sah ihr ins Gesicht. — „Na, was hast Du denn, mein Mädchen? Drückt es im Herzchen? Weinerlich zu Mute? . . . Das laß nur gut sein, Jüngerchen! Willst Du wissen, was das ist?“ — er flüsterte in ihr Ohr: „Das ist Liebe! — Ist’s nicht so? Das ist, der Kuckuck hole mich — nichts anderes als die Liebe. Bin auch ’mal jung gewesen, Töchterchen; so was kenne ich. Das bringt der Frühling so gewiß, wie er die Störche und die Stare bringt; das ist nichts, wovor Du zu erschrecken brauchst, Kind. Das ist unser Herrgotts schönster Segen — wie unser alter Küster in Ryndby zu sagen pflegte. Das soll nun einmal so sein — sagte er — und man muß es geduldig hinnehmen . . . Aber höre, Martha, was hast Du denn

eigentlich gegen den Jasper? Ist er nicht ein stattlicher Kerl, ein schöner Mann, sauber und adrett bis zur Spitze seiner Holzschuhe, und ein so geschickter Arbeiter, wie nur ein Mädchen ihn wünschen kann? Was will das bedeuten, daß er zuweilen einen über den Durst nimmt oder, wenn einmal etwas vorfällt, ein bißchen schneller mit Draußschlagen bei der Hand ist, als gerade nötig wäre? — Herr Gott im Himmel, darauf kommt's doch nicht an; und haben wir denn nicht alle unsere Schwachheiten? Wie bin ich selbst denn so ein alter Krüppel geworden? Und doch kann ich vor Gott und Menschen sagen, daß meine selige Anne=Vene dankbar ins Grab gegangen ist. ‚Ach, ich pfeife dazu,‘ pflegte sie zu sagen, ‚wenn nur das Herz frisch ist‘ . . . Und sage, was Du willst, ihr werdet euch schon vertragen, wenn ihr nur erst zusammen seid. Die Liebe — Kindchen — ein altes Sprichwort sagt, sie zieht stärker als sechs Gäule. Und ist Jasper nicht wie toll hinter Dir hergelaufen, seit er kaum größer war als ein halberwachsener Junge? Er wird sich schon zu schicken wissen, wenn Du ihn nur vernünftig zu nehmen verstehst. Niemand weiß, wie bald wir alle draußen auf dem Kirchhof liegen werden, und da wäre es doch gut, wenn wir Dich versorgt wüßten. Und so ein Mensch wie Jasper — Martha! — Du kannst mir glauben, daß so einer Dir nicht alle Tage kommt. Willst Du also meinem Rat folgen, — und ich habe doch mein Teil erlebt und kenne die Sache — dann bedenke Dich wohl, ehe Du anders als Ja sagst und

Gott Dank dazu. Ja, siehst Du, das ist meine Meinung.“

Er schnupfte, drückte mit dem Zeigefinger den Tabak in den Pfeifenkopf und zog den Rauch auf in zwei oder drei kräftigen Zügen.

Martha hatte mehrmals den Blick zu ihm aufgehoben und die lebhafteste Teilnahme gesehen, die aus jedem seiner Züge leuchtete. Sie hatte dann wehmütig gelächelt . . . War sie nicht selbst matt und müde? Und hatte der Alte nicht im Grunde recht? Sie würde ja doch einmal heiraten. Und kam es denn auf den Namen an? Hans Peter, Jens Peter, Christian, Jasper — was war denn der Unterschied zwischen dem einen und den anderen? Und war es überhaupt der Mühe wert, viel Lärm zu machen um den, der es möglicherweise werden könnte?

Da war ein kleiner Müllerbursche, der ihr eines Tages vor der Kirchenthür einen Antrag gemacht hatte, und dem sie vielleicht doch schließlich ihr Jawort gegeben hätte. Aber es graute ihr vor dem Gedanken an all den Lärm und Streit, den sie dadurch hervorrufen würde, an Jaspers Raserei und an die Enttäuschung und die betäubten Gesichter ihrer alten Freunde. Sie fühlte sich außerdem so vollkommen gleichgiltig gegen alles, so überdrüssig von dem vielen Gespräch, daß sie zuletzt nicht einmal mehr darüber nachdenken mochte.

Eines Abends, als sie zufällig zusammen aus der Stadt zurückkehrten, gab sie Jasper ihr Jawort. Aber seit jenem Tage war es, als schlugen die

dunklen Wellen der Schwermut gleichsam über ihrem Haupte zusammen. Eine eigentümliche, totkalte oder versteinerte Ruhe lag auf ihr. Es war, als sei sie plötzlich ganz erwachsen, ganz reif und entschlossen geworden — etwa wie der, der die Krankheiten des Kindesalters überstanden hat und nun die langen, unabänderlich vorgezeichneten Wege des Lebens vor sich liegen sieht. — Und wenn sie einsam an ihrem Fenster saß, dann verkündete schon ihr Blick, daß sie alles aufgegeben, auf alles verzichtet hatte, und daß sie still und ohne Klage ihr Schicksal auf sich nehmen wolle.

Nur der Mutter ging sie aus dem Wege. Sie sprachen kaum mit einander. Wie Schatten glitten sie in der grabkammerartigen Dämmerung der großen Räume an einander vorüber und sahen sich gegenseitig nur zuweilen mit einem fremden Blick an. Hier war nichts zu besorgen, nichts zu ordnen, in Haus und Hof nichts, was der Pflege und Ernährung bedurfte.

Aber die Schwermut hatte so ganz alle ihre Gedanken erfüllt, daß sie sich des Laufes der Zeit kaum bewußt wurde. Tagelang öffnete sich kaum ihre Thür, und sie konnte mit ihrer Näharbeit auf ihrem Stuhl still sitzen und nur dem ewigen Rauschen des Waldes lauschen, das fortwährend vor ihrem Ohr erklang.

Abends kam dann der Klub. Und dann war es ihr ein wehmütiger Trost, die Gesichter der alten, treuen Freunde von Zufriedenheit und Freude leuchten zu sehen. Sie ließ sich ruhig von ihnen die Wangen

küssen, setzte sich auch zuweilen, ohne Unwillen, wie in früheren Tagen, zu ihnen und ging ihnen mit Krug und Täßchen zur Hand, wie ein flinkes, kleines Hausmütterchen.

Aber ein oder das anderemal, wenn die Trunkenheit allgemein wurde und Lärm und Streit sich steigerten, glitt sie unbemerkt aus dem Zimmer, setzte sich draußen auf die Steinsiesen mit der Schürze vor dem Gesicht und weinte.



Zweiter Teil.

I.

Es stand fest, daß Jasper sein so standhaft erstrebtes Ziel, Marthas erklärter Liebhaber zu sein, erreicht hatte. Aber es mußte ihm nach kürzester Zeit klar werden, daß er dadurch eigentlich nicht viel weiter gekommen war. Natürlicherweise waren ihm jene Freiheiten zugestanden worden, die Liebespaare einander nicht wohl verweigern können, aber sie stand ihm beständig mit derselben kalten Ruhe, derselben unbeweglichen Gleichgiltigkeit gegenüber, als sei er ein Fremder, der sie im übrigen nichts anging. Saß er unter den anderen in der Schenkstube, dann sah sie an ihm vorbei, als sei er nicht da; und es schien, als mache sein Kommen und Gehen nicht den mindesten Eindruck auf sie.

Oft fragte er sich selbst, ob nicht wohl ein besonderer Grund dazu vorliegen möchte. Sollte wohl einer da sein, der ihm ins Gehege kam? Er spähte mißtrauisch jedem ihrer Schritte nach; er überraschte sie zu allen Tageszeiten; er starrete unverwandt und

lange in ihre Augen, als wolle er ihnen mit Gewalt ein Geheimniß entreißen. Er fühlte, daß er den mit kaltem Blute vernichten könne, der sie ihm streitig machen wollte. Und selbst, wenn sein Mißtrauen keine Nahrung fand, konnte ihn der bloße Anblick ihres lieblichen, aber kalten Wesens in solch rasende Eifersucht, solch bitteren Groll versetzen, daß derselbe mehr als einmal in Wort und That zum Ausbruch kam.

Drinne in der Stadt sagte man schon, der Förster habe sich über seine Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit in der letzten Zeit so oft beklagt, daß er daran dächte, ihn zu entlassen. Er solle, hieß es, sich oft in trunkenem Zustande mehrere Tage umhertreiben, ohne sich bei der Arbeit zu zeigen; und wirklich konnte man ihn jetzt öfter als jemals in der Schenke sitzen sehen, die Anwesenden mit einem bösen, herausfordernden Lachen anstarrend. Fand er hier keinen, mit dem er Streit anfangen konnte, dann taumelte er die Straße hinunter, daß die Kinder hinter ihm her schrieten und jubelten, bis er glücklich in der Fährschenke landete.

Aber sobald er in solchem Zustande dort ankam, verließ Martha das Zimmer und schloß sich in dem ihren ein. Dann wurde er wie rasend, stand draußen und schlug auf die Thür los und überschüttete sie mit den ärgsten Schimpfnamen und Flüchen, bis die Mutter ihn allmählich zu entfernen wußte. War er nachher wieder nüchtern, dann that ihm leid, was er verübt hatte. Aber dann begegnete Martha seiner

Verlegenheit und Beschämung mit so eifriger Kälte, Gleichgiltigkeit und Verachtung, daß ihm wiederum das Blut in den Kopf stieg. Einmal hatte er sogar Hand an sie legen wollen, so daß Lars und die anderen dazwischen treten mußten.

So verging ein Sommer, ein Winter; Martha war jetzt siebenzehn Jahre alt.

Jasper meinte, er wolle nun der Sache ein Ende machen. Entweder sei sie seine Braut, oder er wolle sich nach einer andern umsehen. Es mochte ihm wohl selbst begreiflich geworden sein, daß, wenn es so weiter ginge, er in nicht allzu langer Zeit zu Grunde gehen würde an diesem Spott und Hohn und der Verachtung, die er überall ahnte. Eines Tages hatte ihn einer der anderen Forstarbeiter geradezu gefragt, ob er seine Liebste schon jemals geküßt habe. Der Scherz hatte den Mann eine blutende Nase und einen gebrochenen kleinen Finger gekostet, aber bei dieser Gelegenheit beschloß Jasper einen entscheidenden Schritt zu thun.

Zufällig hatte er erfahren, daß der Besitzer des „Müllerhäuschens“ es zu verkaufen beabsichtige; und da ihm auf eine oder die andere Weise — er wußte selbst nicht wie — bekannt geworden war, daß Martha eine besondere Vorliebe für diesen Platz habe, entschied er sich dafür, die Auszahlung seines mütterlichen Erbtheils zu verlangen und das Haus zu kaufen. Dann wollte er zum reitenden Förster gehen und vorschriftsmäßig einen vierzehntägigen Urlaub erbitten, um das Häuschen in passender Weise in

stand zu setzen. War das geschehen, dann wollte er Martha sagen: „Setz dich, was ich Dir biete, und gib mir eine bestimmte Antwort.“ Wären sie nur erst zusammen — so dachte er — dann würde sie das zimperliche Wesen wohl aufgeben, und alles würde glücklich und freudig werden. Die einzige, der er sich anvertraute, war Marthas Mutter — Schenk- wirts Ellen, wie man sie noch immer nannte. — Aber es ging offenbar kläglich auf die Neige mit ihr.

Sie saß und hörte seinen Auseinandersetzungen mit einem so verstörten, aufgeregten Gesichtsausdruck zu, daß Jasper sie für betrunken hielt. Und als er fort war (aber das mußte er nicht), stand sie mit ungewöhnlichem Eifer auf, sah wiederholt zum Fenster hinaus und spähte ängstlich überall umher.

Die Sache war die: Eines Tages, als sie im Torfshuppen stand, hatte sie plötzlich Martha erblickt, die eiligst und mit hochgeröteten Backen aus dem Walde kam; sie sah sich oftmals um, als erwarte sie, daß jemand ihr folgen würde. Dieser Anblick hatte Ellen sogleich argwöhnisch gemacht. In den folgenden Tagen beobachtete sie ihre Tochter aufmerksam, und sie glaubte zu entdecken, daß sie ungewöhnlich zerstreut und ruhelos war. Jeder Ton eines Schrittes draußen auf dem Wege schien sie zu beunruhigen. War sie aber in Gedanken versunken, dann spielte ein eigentümliches Lächeln um ihren Mund; mit Schrecken sah Ellen eine Farbe auf ihren Wangen, einen Glanz in ihren Augen, die sie zu kennen glaubte. Zugleich hatte Martha mit auf-

fallendem Eifer angefangen, Reiser und Tannäpfel aus dem Walde zu holen, aber immer in Strümpfen und mit fest aufgestecktem Haar. Und endlich fand die Mutter einmal in ihrer Schieblade ein buntes, seidenes Taschentuch; und als sie vorsichtig fragte, woher Martha es habe, war ihre einzige Antwort, daß sie langsam aus dem Zimmer schlenderte.

Eine furchtbare Angst ergriff Ellen. Die Sorge um das Schicksal dieses Kindes, das einzige menschliche Gefühl, das sich noch in ihr regte, erwachte in verstärktem Grade in ihrer Brust. Eine schwache Erinnerung an das Unglück und die grauenvollen Tage der eigenen Jugend zog gespensterartig durch ihren halberloschenen Geist, und sie erbebt vor Schrecken. Was ist geschehen? Das war die Frage, die sie sich in jeder Stunde des Tages stellte. Sie suchte aus Blicken und Mienen die Antwort zu lesen, überwachte, so weit sie konnte, jeden Schritt ihres Kindes. Ja, mitten in der Nacht konnte sie aus dem Bette aufstehen, sich hinaus schleichen und an ihrer Kammerthür lauschen.

Aber drinnen war alles still. Und öffnete sie vorsichtig die Thür, dann fand sie das Mädchen im festen, ungestörten Schlaf in ihrem Bette — der milde Schimmer der Sommernacht ruhte auf ihrer lichten Gestalt, ein feines, kaum merkliches Lächeln um ihren Mund. Sie lag wie in glückseligen Träumen.

II.

Einige Tage nach dem erwähnten Besuch Zaspers bei Ellen stand Martha vor einem kleinen Spiegel, der am Fensterpfosten in der Gaststube hing und focht ihr langes Haar. Sie stand da in ihren Unterkleidern, Hals und Arme waren entblößt; und hätte ihr verstorbener Vater sie in diesem Augenblick sehen können, würde er sich gefreut haben, wie kräftig sie sich — trotz allem — entwickelte.

Es war helles Johannistagswetter und schon spät am Tage. Auf dem Fußboden des Zimmers lagen weit hinein breite, lichte Sonnenstrahlen. Um nicht gesehen zu werden, zog Martha sich zurück, sobald sie Schritte oder Wagengerassel auf der Brücke hörte.

Aber sie wurde oft auf diese Weise gestört. Es verhielt sich nämlich so, daß heute großer Jahrmarkt war, in einem Thal zwischen den Höhen, hinter dem großen Walde. Und Wagen auf Wagen mit gepugten Leuten aus allen Küstenstädten rollte vorbei. Zuweilen trug auch der Wind einzelne Töne der Musik herüber.

Im Zimmer seitwärts, dessen Thür angelehnt war, polterte die Mutter. Aber mit ihr ging jedenfalls heute etwas ganz Ungewöhnliches vor. Ein verworrenes Lärmen und Rasseln hörte man fort-

während da drinnen; bald ließ sie eine Schere fallen, bald eine ganze Schieblade, und ihr halbblautes Selbstgespräch wurde jeden Augenblick durch angestregtes Keuchen und Luftschnappen unterbrochen, als sei sie auf dem besten Wege, in ihrem eigenen Fett zu erstickten.

Nach vielem und bedächtigem Ueberlegen hatte nämlich „der Klub“ beschlossen, wenn möglich in seinen alten Tagen ein kleines Kapital aus dem genannten Markt zu ziehen. Eigentlich war es der alte Violinspieler Franz, der mit seiner jahrelangen Erfahrung in dergleichen Dingen die anderen dazu verleitet hatte; und nachdem sie während eines ganzen Monats die Sache jeden Abend hin und her sorgfältig erwogen und endlich beschlossen hatten, ihr Glück zu versuchen, theilten sie die Rollen folgendermaßen unter sich. Die des Geigers verstand sich von selbst. Lars Einauge aber und Andreas der Koch sollten gemeinschaftlich eine Damenschaukel übernehmen, Zacharias Weber und Martin der Schütze ein kleines Bierzelt, während dem schwermütigen Sören Steinhauer, dessen Geistesgaben man so schwere Verantwortung nicht ausbürden durfte, ein Kistchen Cigarren zum Verkauf übergeben wurde. Schenkewirtz Ellen hatte man schließlich dafür gewonnen, den Verkauf von Kanelstangen und Weizenbrot zu betreiben, und nun war sie in der dritten Stunde damit beschäftigt, die letzte Hand an ihre Vorbereitungen zu legen.

Endlich trat sie heraus vor die Thür. Sie war

in vollem Puz. Ein alter, jetzt viel zu kleiner Hut mit dunkelroten Wollblumen, mit lavendelblauem Band saß schief auf dem graugesprenkelten Haar; ein dünner, buntgeblümter Shawl zeigte seine Rehrseite, eine große Stahlnadel war mühsam unter das fette Kinn geklemmt, und hellgraue Stoffstiefel umschnürten die unförmlichen Füße.

Auf der Schwelle blieb sie eine kurze Weile stehen und sah sich mit einem leeren, verlorenen Blick um. Als sie aber Martha sah, trat sie, sich mit der Hand auf das Gesims stützend, einen Schritt ins Zimmer und betrachtete sie aufmerksam. Es war, als entwickle sich langsam ein Gedanke in diesem kranken Gehirn, da sie ihre Tochter dort stehen sah, Fieberhitz auf den Wangen und mit beunruhigendem Eifer ihr Haar flechtend. Wirklich erschien ein deutlicher Ausdruck der Angst auf ihrem Gesicht und ein schwacher Schimmer von Leben in ihren Augen, als sie starr auf Martha hinblickte.

„Willst Du nicht mitgehen zum Fest?“ fragte sie endlich. Als sie die Stimme der Mutter hörte, wendete Martha den Kopf und betrachtete sie mit halb erstauntem, halb gleichgültigem Blick.

„Nein,“ sagte sie kurz und wendete sich wieder zum Spiegel.

Keine von beiden sprach. Ellen trat weiter ins Zimmer und stützte ihre Hand auf eine Stuhllehne, ihr Auge hing unbeweglich an dem Kinde.

„Vielleicht kommt Jasper, um Dich zu holen,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte leicht.

„Ha, ha, Jasper! — Du wirst Dich wundern! Nein, die Mühe wird er sich sparen. Uebrigens ist es mir, als hätten wir ihn seit acht Tagen nicht gesehen; er ist also wohl draußen irgendwo, denke ich. Der Aermste! Er kann ja nicht einmal mit sich selbst fertig werden. War es nicht Sören, der ihn neulich in einer Grube liegen sah? Vielleicht liegt er noch darin.“

Ellen warf sich in einen Stuhl.

„Das ist — das ist nicht wahr,“ stotterte sie eifrig. „Sören ist ein Schwäger, der nicht weiß, was er spricht. So etwas solltest Du nicht von Jasper sagen, Martha. Er ist doch Dein Bräutigam. Und vielleicht hat er Dich viel lieber, als Du weißt. Und wenn er in mehreren Tagen nicht hier war, kann das wohl andere Ursache haben, als Du glaubst. Ich sage nur, daß Du anders von ihm denken wirst, wenn Du ihn besser finden wirst, als Du meinst. Und, Martha, darum solltest Du lieber . . .“

Martha drehte sich ganz herum und sah ihre Mutter mit wachsendem Erstaunen an. Das war die längste Rede, die sie seit Jahren von ihr gehört hatte.

„Ja so,“ sagte sie, „Du fängst auf einmal an, ihm Honig um den Bart zu schmieren. Hast Du vielleicht nicht gesehen, wie er mir leztthin mit der geballten Faust gedroht hat? Oder wie er das Fenster in meiner Kammer einschlug? Wenn er mich auf die Weise lieb hat, dann danke ich dafür.“

„Du weißt ganz gut, Martha, daß Du es bist, die ihn schlecht behandelt. Wenn Du nur wolltest . . .“

„Unsinn! Wenn er mich nur in Ruhe ließe, wollte ich ihm gewiß nichts zu leide thun. Habe ich ihn gebeten, mich zu nehmen? Wenn's ihn verdrießt, soll er mich nur ruhig gehen lassen.“

Sie warf heftig die fertige Flechte über die Schulter, als wolle sie dem Gespräch ein Ende machen.

Aber nun stand die Mutter auf, langsam und mit ungewöhnlicher Sicherheit. Sie ging gerade= wegs auf Martha zu, ergriff ihre Hand so fest, daß sie bebte und sah ihr starr in die Augen.

„Wer war es, den Du neulich im Walde getroffen hast?“

Martha wurde blaß; sie wollte ihre Hand los= reißen.

„Das kümmert keinen. Laß mich los!“

Aber die Mutter hielt fest.

„Martha, nimm Dich in acht! Nimm Dich in acht, sage ich Dir! . . . Hast Du Dich unglücklich gemacht? Was ist geschehen?“

„Laß meine Hand los,“ rief Martha. „Laß meine Hand los! Oder, beim lebendigen Gott, ich schlage Dir ins Gesicht!“

Entsetzt von dem in der Tochter Blick jäh auf= flammenden Ausdruck der Leidenschaft taumelte Ellen zurück. Abwehrend streckte sie die Hand aus, wie zu einer letzten verzweifelten Bitte. Als aber Martha hinauslief und die Thür hinter sich zuschlug, sank sie schwer atmend auf einen Stuhl.

Da saß sie noch, als Zacharias und der Violin=

spieler, beide in Sonntagslaune und festlich gekleidet, kamen, sie abzuholen. Anfangs weigerte sie sich entschieden mitzugehen, sie wollte nicht einmal vom Stuhl aufstehen, obgleich beide sie an den Armen mit sich zogen und sie sprach so wunderbar und verworren, daß die beiden Männer um ihren Verstand besorgt wurden. Als sie dann aber doch mit ihnen voran stolperte, sich schwer auf ihren Regenschirm stützend und ihr reines, zusammengelegtes Taschentuch krampfhaft vor dem aufgeschwollenen Leib in der Hand haltend, sahen die beiden Freunde sich hinter ihrem Rücken an, als meinten sie bedenklich, daß „die da“ -- sie zwinkerten mit den Augen -- schon früh am Tage genug hatte.

Martha blickte vorsichtig im Zimmer umher. Als sie sich allein sah, ging sie durch die Stuben, schloß bedächtig die Hinterthür in der Küche, ein Fenster in der Mutter Schlafkammer und kleidete sich nun schnell an.

Aus der Schieblade nahm sie ein reines, frischgebügeltes Sommerkleid, frische Wäsche, Strümpfe, ein Sammethalsband mit einer Bernsteinperle und einige andere Kleinigkeiten. Sie trug alles auf einen Stuhl vor dem Spiegel. Noch sah sie finster aus. Aber bald nahm ihr Anzug sie so ganz in Anspruch, daß sie sowohl die Mutter als ihre eigene Erregung vergaß. Wieder leuchtete aus ihrem Auge jener eigentümliche, fast schwärmerische Glanz. Und ohne es selbst zu wissen, summt sie von Zeit zu Zeit eine Melodie, während sie ihr Haar aufband, ein Band knüpfte, oder ihre Schuhe schnürte.

Mit Vorliebe strich sie die schweren, krausen Stirnlocken von den Schläfen weg und hinter's Ohr. Sie versuchte, auch hier eine Rosenknospe zu befestigen, aber sie warf sie wieder fort.

„Ein Jüngling, herrlich von Gestalt,
Den Schelm im Aug', ging durch den Wald.“

Da fiel es ihr plötzlich ein, daß in der Schieb-
lade zwischen den Kleidungsstücken ein paar Ohrringe
von der Mutter lag, kleine Silberknöpfchen. Sie
holte sie eilig, probirte sie, einen Schritt vom Spiegel
zurücktretend, dann nickte sie befriedigt.

„Ihm naht zu seinem schönsten Glück
Ein Mägdlein mit verschämtem Blick.“

Sie errötete. Sie erinnerte sich plötzlich, daß es
— wie ihr gesagt worden — eines von ihres Vaters
Liedern war, was sie sang, eines, was er wohl
in diesem Zimmer gesungen haben mochte, vielleicht,
als — — Ohne sich darüber Rechenschaft geben zu
können, schauderte sie bei dem Gedanken, daß
es ihr eben jetzt auf den Lippen geschwebt hatte.

Aber als sie bald darauf ihr Kleid angezogen
hatte, und sich im Spiegel von allen Seiten betrachtete,
sang sie wieder mit ganz leiser Stimme:

„Die Welle spülte an den Strand,
Zerfließend still und stumm,
Doch als sie in den Wald geschaut,
Wandt' sie sich lächelnd um.“

Nun war Martha fertig. Sie trug ihr Waschgerät
hinaus, räumte in ihrer Kammer auf, und endlich
blieb sie mitten im Zimmer stehen, die Hände vor
das Gesicht gedrückt, um sich zu sammeln.

Was war eigentlich geschehen?

Nichts anderes, als daß sie eines Tages, als sie in den Wald gegangen war, plötzlich eine Stimme laut in ihrer Nähe jingen hörte. Schnell versteckte sie sich unter einem Busch, aber gleich nachher wurde ein Zweig zurückgebogen, und vor ihr stand ein junger blonder Mann, mit der Kokarde an der seidenen Mütze. Sie sprang auf und wollte davonlaufen, aber er sah so gut und rechtschaffen aus und bat sie so dringend, nicht zu erschrecken, daß sie blieb; und dann gingen sie eine Strecke zusammen, bis an den Zaun, wo er ihr freundlich die Hand zum Abschied reichte, ja sogar die Mütze abnahm, so daß sie ganz verlegen ein Blümchen verlor, das sie am Stengel zwischen den Lippen getragen hatte. Und nur zwei Tage später war es, da ging sie gedankenlos über die Wiese. Plötzlich tauchte er neben ihr auf. Sie hätte fast laut aufgeschrien vor Schrecken; aber es kam, wie es kam, und endete damit, daß sie zusammen am Ufer des Flusses Wasserlilien fischten; und da sie gerade keine Schürze trug, um sie mit sich nach Hause zu nehmen, gab er ihr sein seidenes Taschentuch und bat sie, es zur Erinnerung zu behalten. Aber schon am folgenden Tage sah sie ihn vorübergehen. Und jedesmal, wenn sie hernach in den Wald ging, traf es sich so wunderbar, daß sie sich auf eine oder andere Weise begegneten. Sie gingen dann immer eine Weile zusammen, saßen auch dann und wann ein wenig im Graße oder pflückten Erdbeeren; und am Zaun gab er ihr jedes-

mal die Hand und nahm höflich seine Mühe ab. — Da, das war alles. Und dann hatte er gesagt, er wolle heute einmal ins Haus kommen — vielleicht, um ihr Lebewohl zu sagen. Und nun würde er abreisen, und das kleine Abenteuer würde zu Ende sein, und die Tage würden wieder in ihrer gewohnten, traurigen Einförmigkeit dahingehen.

Sie setzte sich auf die Bank nieder und nahm ihre Näharbeit zur Hand. Aber gleich warf sie sie wieder fort und stützte den Kopf in ihre Hände. So saß sie lange unbeweglich. Es war rund umher ganz still geworden. Eine fleißige Meise saß noch irgendwo in der Nähe und wetzte ihren Schnabel. Dann schwieg auch sie.

Endlich sprang Martha auf und fing heftig erregt an, im Zimmer auf und ab zu gehen... Sollte er wohl nicht mehr kommen? War er wohl schon abgereist? . . .

Als sie nun aber doch keinen Schritt im Vorzimmer hörte, stand sie schnell auf und legte die Hand vor die Augen. Ein leichter Schwindel hatte sie ergriffen.

III.

Noch zwei Stunden später saß Martha auf der Bank neben einem der Fenster, die nach dem Wege und dem See hinaus liegen. Durch die flaschengrünen Scheiben strömte das gelbrote Abendlicht über ihren Nacken und ihre Schultern. Sie schien ganz in ihre Beschäftigung vertieft zu sein, rührte sich nicht vom Platz, blickte nicht auf, sondern säumte fleißig weiter an dem kleinen Hemdchen, das auf ihrem Schoß lag und das mit einer Nadel an ihrem kaum erhobenen Knie befestigt war.

Eine jungfräuliche Röthe mischte sich auf ihrer Wange mit dem Schimmer des Sonnenunterganges, und sie erhob das Kinn nicht von der Brust, die sich unter ihrem hellen Sommerkleide hob und senkte. Aber mit unruhiger Hast glitten die schlanken Finger über den Saum, trotz des leichten Nebels, der vor ihren Augen lag.

Auf dem Strohstuhl, nicht weit von ihr, saß ein Mann mit lichtblondem Haar und von jugendlichem Aeußeren und betrachtete sie unaufhörlich mit seinen großen, blauen, verliebten Augen.

Sie wußten wohl selbst nicht, wie lang sie so einander gegenüber geessen hatten, ohne zu sprechen. Unbeweglich wie ein Marmorbild ruhten seine Arme

in seinem Schoß, während er mit beiden Händen die Mütze zwischen den Knien hielt. Mit den Augen folgte er jedem Stich, als sei sein Schicksal an ihren Fäden geknüpft. Der schwache Laut ihrer Nadel, ihr beklommenes Atmen, sonst war nichts hörbar. Nur in langen Zwischenräumen kamen noch einzelne Nachzügler auf ihren Marktwagen polternd vorbei auf dem Wege. Dann zitterte das ganze Haus, und dann erhob der junge Mann einen Augenblick langsam seinen Kopf und sah nach den flirrenden Scheiben. Aber sogleich, noch ehe der Lärm sich im Walde verloren hatte, senkte er ihn wieder wie geistesabwesend.

Er war sehr jung, kaum über zwanzig. Er war zart, zierlich, fast wie ein Mädchen, fein gebaut wie ein Vogel, mit langem Halse und den schmalen, schrägabfallenden Schultern, die ein Merkmal des Jünglingsalters sind. Unter dem Kinn trat der Adamsapfel hervor wie ein kleiner Kropf. Und die ganze Erscheinung schien in der großen, kräftigen, aber wohlgestalteten Nase ihren bezeichnenden Ausdruck zu finden. Ihr scharfer Rücken trug einen glänzenden Nasenkneifer, über dessen scharf geschliffenen Gläsern sich die hellen Augenbrauen herzogen.

Die Art und Weise, wie er seinen langgestreckten Unterkörper dem niedrigen Sitz auf dem Strohsstuhl angepaßt hatte, mochte vielleicht einen etwas komischen Eindruck machen. Aber der Blick, mit dem er hinter seinen Augengläsern Martha betrachtete — so verleren im Anschauen, so hingebend, so voll von

innerster Zärtlichkeit — war unbeschreiblich. Die zaghafte, verborgene Leidenschaft, die in seinen Augen glimmte und seine Wangen mit einer fast kindlichen Röthe färbte, breitete eine neue, eigentümlich ergreifende Schönheit über sein ganzes Wesen.

Hin und wieder glitten seine Finger durch sein feuchtes Haar. Ein gespannter, unruhiger Ausdruck überflog sein Gesicht; dann bewegten sich seine Lippen fieberhaft, und er rückte mit solchem Nachdruck an seinem Nasenkneifer, daß es schien, als wolle er sich mit Gewalt aus seinen Träumereien reißen . . .

Marthas Ahnung hatte sich vollkommener erfüllt, als sie selbst erwartet haben mochte. Nachdem er Tag und Nacht vergeblich gegen den Zauber gekämpft hatte, in den ihre junge Schönheit ihn verstrickte, hatte er endlich heute einen entscheidenden Beschluß gefaßt. Indem er sich zu einem kurzen Augenblick der Ruhe und Ueberlegung zwang, konnte er sich nicht verbergen, wohin dieses alles binnen kurzem aller Wahrscheinlichkeit nach führen mußte. Es schwindelte ihm bei diesem Gedanken. Nun, da er dem Ziel so nahe war, versagte ihm plötzlich der Mut. Er fühlte, daß er es nicht konnte, es nicht ertrüge, daß er nicht die Schuld des Unglücks eines Menschenlebens auf sich laden, nicht die weißen Federn der Waldtaube bes Flecken dürfe, die er gleichsam unter seinen Händen erzittern fühlte. Er war beschämt bei dem Gedanken an das, wonach er getrachtet hatte, und sein bis dahin reines Gewissen erhob seine warnende Stimme in seiner Brust.

Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte sich losreißen, wollte reisen, wollte diese mächtig überquellende Leidenschaft, die ihn zu verderben drohte, ersticken. Im Wirtshause stand sein Koffer gepackt, im Postwagen war für den folgenden Tag sein Platz bestellt. Und er war gekommen, Martha das zu sagen, sie noch einmal zu sehen und ihr mit dem letzten Händedruck seinen Dank zuzuflüstern für die glückseligen Stunden, die sie ihm geschenkt hatte.

Aber noch hatte er das endgiltige Wort nicht über die Lippen bringen können.

Sobald er ins Zimmer getreten war und einen Blick auf ihre schlanke Gestalt geworfen hatte, war er von einer heftigen Bewegung durchströmt worden. Und so oft er dann hatte sprechen wollen, hatte ihm die Sprache versagt. Und nun saß er hier nach zwei Stunden und empfand mit Schrecken, wie es in ihm stürmte und schwankte.

Aber wie bestrickend war sie auch, die dort saß, leicht vorgebeugt. Immer goldiger warf die scheidende Sonne ihr Licht über den weißen Nacken, und dazwischen leuchteten die kurzen Löckchen, die bis dahin sich kräuselten, wo der weiche Flaum des Halses aus dem Kleide hervorschimmerte. Der Atem des Glücks bewegte ihre Wange. Die Nadel zitterte leicht in ihren biegsamen Fingern und unter dem leichten, halb durchsichtigen Stoff des Kleides wogte es, wie von schwellenden Rissen.

In seinem Innersten gelobte er sich, ihr Bild, wie er es jetzt vor sich sah, in der Erinnerung durchs

Leben zu tragen. Er fühlte, daß es ihm ein Trost und eine Belohnung sein würde, ohne Erröthen darauf hinblicken zu können. Die Erinnerung an sie, an sein kurzes, glückliches Zusammensein mit ihr, sollte ihm zur stillen Freude werden, wenn er bald wieder einsam unter seinen Büchern saß. Zug für Zug wollte er seinem Gedächtnis einprägen, um in trüben Stunden sich an der Vorstellung ihrer Schönheit zu erfreuen, an dem Schimmer, der auf dieser zarten Wange, dem Glanz, der auf diesem lichten Haar lag, an der Glut dieses wunderbar dunklen Auges, dessen räthelhafte Tiefe gleich bei der ersten Begegnung sein Zutrauen geweckt hatte. Ihre erste Begegnung! . . .

Er erinnerte sich derselben, als seien seitdem Jahre vergangen. Und doch waren es kaum vierzehn Tage, als er noch wie ein freier, fröhlicher Wanderer mit der Tasche auf dem Rücken unter lustigem Gesang bei seinem Gang durch den Wald die Vögel aufgeschreckt hatte, ohne zu ahnen, daß hinter dem kleinen, blühenden Busch, der vor ihm am Wege stand, das Mädchen verborgen lag, das zum erstenmal den Dämon in seiner Brust wecken sollte. Es durchschauerte ihn, wenn er sich des Augenblicks erinnerte, da er in der stummen Einsamkeit des großen, dunklen Waldes die nackten Füße eines Mädchens halb im Grase versteckt erblickte, dann ein dürftiges Kleid, langes, helles Haar, zu schweren Flechten geordnet, und endlich diese wunderbaren Augen, die unter dem erhobenen Arm erschreckt und mit einem zitternden, flehenden Blick zu ihm aufschauten.

Wie war ihm in jenem Moment das Blut in die Wangen gestiegen! Wie hatte ihm das Herz geschlagen in der Brust! — Und doch hatte er noch nicht geahnt, welche Lust und welches Entzücken, welche nagende Unruhe und welche ruheloses Sehnen dieser Stunde folgen würden — wie viele schlaflose Nächte, wie viele qualvolle Stunden ihm erwachsen sollten aus diesem einzigen Blick, den er seitwärts ins Gebüsch geworfen hatte. — —

„Martha!“ sagte er endlich.

Sie fuhr zusammen, als sie seine Stimme hörte, die doch leise und innig flüsterte, als sei sie ein Teil der Stille, die im Zimmer herrschte. Und doch war ein Klang von Verzweiflung und Hilflosigkeit darin, die er noch nicht überwinden konnte.

„Woran dachten Sie, Martha?“

Aber da ihre Antwort nur darin bestand, daß sie mit dem Schatten eines Lächelns ihren Kopf noch tiefer über die Hand niederbeugte, fügte er nach kurzer Zeit hinzu:

„Warum sind Sie so stumm? Warum überhaupt immer so ernst?“

„Ich bin nicht ernst,“ antwortete sie und lächelte wieder.

„Aber doch stets gedankenvoll . . . Warum sind Sie es?“

„Ja, so wird es wohl sein, weil nicht vieles da ist, um heiter zu sein.“

„Das hätte ich nicht erwartet von Ihnen zu hören, Martha! . . . Aber Sie meinen es auch wohl

nicht so — Sie am wenigsten.“ Sie lauschte, als erwarte sie mehr zu hören. Endlich fragte sie leise:

„Warum nicht ich?“

„Weil . . . Wer könnte Ihnen widerstehen? Wenn man so schön ist und solche Augen hat, pflegt man nicht unglücklich zu sein. Ich sollte denken, daß alle jungen Leute aus der Stadt Sie liebend umschwärmen . . . Ist es nicht so? Und darüber kann man sich nicht wundern. Es ist wohl begreiflich, daß alle gern ein so herrliches, kleines Weibchen haben möchten, das seinen Mann ganz irre und wirre machen kann vor Verliebtheit.“

„Ach, das kann ja nicht Ihr Ernst sein,“ sagte sie erröthend, aber sie schlug die Augen nieder wie im süßen Rauisch.

„Das könnte mein Ernst nicht sein, Martha?“ Er schüttelte den Kopf in einer Art wehmütiger Heiterkeit. „Ach, vielleicht viel zu sehr, viel zu sehr! Wissen Sie, was ich oft denke?“

„Nein,“ sagte sie, als sie sah, daß er ihre Antwort erwartete.

„Haben Sie jemals die Sage von den Elfen gehört, die in Mondscheinnächten unter einem Klettenblatt geboren werden? Jene mit der schlanken Gestalt und dem langen, lichten Haar — gerade wie Ihres — und mit Augen, als blickte man in einen finsternen Wald. Kennen Sie sie nicht?“

Seine Arme lagen wieder auf seinen Knien, er hatte sich etwas zu ihr hingebeugt. Sie antwortete nicht, sie lächelte nur.

„Wissen Sie, was man mir von Ihnen erzählt hat? Als Patengeschenk, sagt man, bekamen Sie ein Zaubermittel, eine geheimnisvolle Hexenjalbe, gemischt aus Schmetterlingsstaub, einem Gran Sumpfwasser und der Thräne einer sechzehnjährigen Jungfrau. Ist es nicht so? Sie tragen es bei sich in einem ganz kleinen Krüglein, einer Eichelschale, und wenn sie eines Wanderers Schritt im Walde hören, lauern sie ihm auf, und in einem Augenblick ist er wie verwandelt. Sagen Sie mir, hatten Sie nicht das Krüglein mit sich an dem Tage, als wir uns zuerst sahen? Sie erinnern sich ja.“

Sie lachte wieder.

„Es schien mir so; ich glaubte zu fühlen, daß ein unsichtbarer Finger über mein Augenlid strich... Sie sind gewiß eine kleine Fee, Martha. Wohnen Sie denn nicht draußen bei den Irrelichtern? Es blickt ein kleiner Schalk aus Ihren Augen... sehen Sie! Da ist er wieder! Martha, wie mochten Sie es thun? Ich hatte Ihnen ja kein Leid zugefügt. Hatte ich?“

„O, es ist Ihnen doch auch nicht so schlimm ergangen,“ sagte sie lachend, aber sie strich eine kleine Haarlocke hinter's Ohr und atmete gepreßt.

„Glauben Sie nicht? Was würden Sie aber gesagt haben, wenn ich Sie dafür gestraft und Sie mit mir genommen hätte, weit, weit fort? Es ist gefährlich für schöne junge Mädchen, allein in den Wald zu gehen. Angstigten Sie sich denn nicht? Wenn ich Sie nun geküßt hätte?“

„Dann hätte ich Sie geschlagen.“ lachte sie.

„Aber wenn ich es jetzt thäte?“

Es ging ein leichter Schauer über ihre Gestalt. Auch seine Wangen brannten, und er sah unbeweglich zu ihr hin.

„Was würden Sie sagen, Martha, wenn ich Sie um einen Kuß hätte? Würden Sie böse werden? Nur um einen einzigen! Als ein Andenken an Sie, an den Wald hier, den See, und an die Tage, da wir uns kannten. — Ich werde gewiß oft an das alles zurückdenken, wenn ich fort bin von hier; ich meine, es sei eine schöne Zeit gewesen, nicht? Und ich möchte gern, daß . . . ich muß Ihnen . . . ich . . . Martha, ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“

„Sie wollen reisen?“ fragte sie und schaute ihn nun voll an.

Hinter den Gläsern feuchteten sich seine Augen, als er ihre Bewegung sah. Er nickte bejahend und beugte seinen Kopf über den Adamsapfel.

„Ja so,“ sagte sie leise.

Es dauerte eine Weile, bis der junge Mann den Gebrauch seiner Sprache wieder gewann; dennoch war er anscheinend ruhig und gefaßt. Er dankte ihr für das schöne, aber kurze Glück ihrer Bekanntschaft, sprach in wohlgelegten Worten sein Bedauern aus über die Notwendigkeit, ein Zusammenleben aufgeben zu müssen, das ihm so große Freude gemacht hatte, und bat sie zuletzt, sich seiner freundlich erinnern zu wollen.

Aber Martha hörte ihn nur halb. Sie war sehr blaß geworden; sie saß mit halbgeschlossenen Augen über ihre Näharbeit gebückt wie in einer Betäubung. Nur einzelne abgerissene Worte drängten sich mit voller Klarheit in ihr Verständnis und riefen wechselnde Vorstellungen hervor. Es war ihr, als schwebte sie, und sie glaubte, umsinken zu müssen. Aber als sie das Meer nennen hörte, lag es sogleich vor ihrem inneren Auge, groß und glänzend, wie an einem frühen Sommermorgen ihrer Kindheit, da die langgestreckten, flachen Wellen sich langsam auf den Strand wälzten wie große blitzende Scheiben von Gold und Perlmutter.

Als sie sah, daß er von seinem Platz aufstand, legte sie ihre Handarbeit auf die Bank und erhob sich. Und als er ihr die Hand gab, reichte sie ihm mechanisch ihre Hand; sie schlug aber nicht die Augen vom Boden auf.

„Ein Lebewohl denn, Martha! Und es möge Ihnen gut gehen!“ hörte sie ihn sagen, aber sie hörte seine Stimme, als sei er weit fort.

„Ich danke,“ antwortete sie.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück, und daß es Ihnen stets wohlhergehe.“

„Dank.“

„Und wollen Sie auch einmal des Studenten gedenken, der Sie im Walde so sehr erschreckte?“

„Das werde ich gewiß.“

„Und wenn Sie einmal eine glückliche Frau werden, mit eigenem Hause, wohl auch mit eigenem

Hof, mit Heimat und Mann und allem, wollen Sie dann —“

Aber da geschah es, daß sich Martha plötzlich umwendete, ihre Hand zurückziehend. Sie schlug den Arm vor ihre Augen. Und so stand sie kurze Zeit. Dann schwankte sie hin zu der alten Truhe, warf sich darüber hin, und ihr zarter Körper wand sich unter der heftigen Bewegung, die in ihrem Innern tobte. Kein Weinen war hörbar. Aber wohl eine volle Minute verlief in schmerzlichster Lautlosigkeit.

Der junge Mann hatte zuerst überrascht die Augenbrauen aufgezogen, aber dann starrte er immer unruhiger und ratloser zu ihr hin. Zwei dunkelrote Flecken erschienen auf seinen Wangen und verschwanden wieder. Er erblaßte; die Finger seiner linken Hand schlossen sich krampfhaft um seine stählerne Uhrkette. Endlich durchfuhr es ihn, wie mit einem stummen Schrei; er warf seine Mütze fort, umschlang Martha mit den Armen und führte sie zu der Bank, auf der sie beide nieder sanken.

„Martha!“ flüsterte er ihr zu, „wir wollen uns nicht trennen. Ich reise nicht. Ich kann nicht von Dir lassen. Ich will hier bleiben. Ich liebe Dich. Seit dem ersten Tage habe ich Dich geliebt, so heiß geliebt, wie Du es Dir nicht vorstellen kannst. Ich war wie außer mir, so oft ich Deiner dachte. Kein Schlaf ist in meine Augen gekommen; ich . . . Und Du liebst mich ja auch, nicht wahr? Ja, liebst Du mich? O, ich konnte es sehen. Ist es nicht so? Sage es mir! . . .“

Bei seiner plötzlichen Umarmung, bei diesem gewaltigen Ausbruch von des jungen Mannes lang niedergekämpfter Leidenschaft erwachte Martha wieder zu voller Besinnung. Alle Farbe ihrer Wangen und ihres Halses machte einer angstvollen Blässe Platz, und ihre Glieder zitterten vom Scheitel bis zur Sohle. Aber da sie nicht die Kraft hatte, sich aus seiner Umarmung zu befreien, wendete sie sich ab und begrub ihr Angesicht in ihren Händen, als wolle sie Herz und Ohren gewaltig verschließen gegen den glühenden Strom der Liebe und Zärtlichkeit, der stammelnd ausgesprochenen Geständnisse, des sündhaften Flehens, das sich ohne alles Maß über sie ergoß.

„Höre auf! Höre doch auf!“ keuchte sie atemlos, und ihre Hände krümmten sich über ihrem klopfenden Herzen in einander. Im Wirbel fuhren die entsetzlichen Schicksale ihrer Mutter, Anna Metas und Jörgina Webers ihr durch den Kopf. Und dennoch war es eine Minute höchsten Glückes, als er endlich vor ihr niederkniete, bleich, verwirrt, ihre Hand mit Küssen bedeckte und sie mit den zärtlichsten Namen nannte. Plötzlich schreckte sie auf und faßte in Angst seinen Arm.

„Still! . . . Kommt da nicht jemand?“

Auch er erhob sich schnell und horchte. In der Ferne hörte man Schritte.

„Das ist Mutter,“ sagte sie. „Sie darf Sie nicht sehen. — Sie müssen fort — Sie müssen fort.“ Sie bat flehentlich und faltete angstvoll die Hände.

Er gehorchte sogleich. Aber vorher nahm er doch ihre beiden Hände und zog Martha leidenschaftlich an sich. Diese Beschämung gab ihren Wangen und ihrem Nacken, da sie seinem Blick begegnete, neue Farbe; und als sie abermals einen glühenden Kuß auf ihrem Ohr fühlte, sank sie an seiner Brust zusammen.

„Bist Du mein?“ flüsterte er.

„Ja.“

„Und willst Du diesen Abend, wenn es dunkel ist, kommen? Du weißt wohin.“

Sie sah zu ihm auf mit scheuem, bedeutungsvollem Blick, entwand sich langsam seinem Arm, ging dann wieder zu der alten Truhe und legte Hände und Haupt auf den Rand. Eine brennende Glut lag auf ihr, und er folgte ihr nicht.

„Willst Du kommen?“ fragte er bittend. „Willst Du?“

„Ja.“ Sie sprach es heiser und kaum hörbar.

„Wenn ich an den Stamm klopfе — hörst Du?“

„Ja — geh nur! — Geh!“

„Und ich kann darauf zählen?“

„Ja.“

„Dank, Martha, Dank!“ Er griff eilig nach der Mütze, warf ihr einen Kuß zu und war verschwunden.

IV.

Die Schritte, die sich genähert hatten, hielten in dem Augenblick an, als der junge Mann aus der äußern Thür schlüpfte. Gleich darauf wurden sie wieder hörbar, und jetzt nahten sie durch das Vorzimmer. Vorsichtig wurde der Thürdrücker gedreht, und die Thür öffnete sich.

Martha, die sich in ihrer heftigen Erregung auf einen Stuhl geworfen hatte, erhob sich schwanfend und strich mit der Hand das Haar aus der Stirne zurück. Aber als sie zur Thür hinsah, stieß sie einen Schrei aus. Jaspers große Gestalt stand davor und starrte sie an.

Er war festlich gekleidet, mit rotem Halstuch und breitrandigem Hut, aber unheimlich blaß. Sie schrak zusammen, als sie seinem Blick begegnete, der sie argwöhnisch durchbohrend betrachtete. Aber wie durch Blitzschlag verwandelte sich plötzlich der Ausdruck ihres Gesichts. Unjüngliche Verachtung, unbeschreiblicher Widerwillen vor diesem Menschen stiegen in diesem Augenblick verstärkt in ihrer Seele auf und leuchteten wie Flammen aus ihren Augen; und obgleich einer Ohnmacht nahe durch die Aufregung der letzten Stunden, richtete sie sich mit heldenhafter Willenskraft empor und ging kalt an ihm vorüber bis zum Fenster.

„Ich glaubte, daß es Mutter sei,“ sagte sie nur. Er war noch immer an der Thür stehen geblieben und ließ seine Augen langsam und forschend das Zimmer übersiegen. Endlich blieben sie auf einem Brett mit einer Flasche und halbgeleerten Gläsern haften, das noch auf dem Tische stand.

„Ei, ich komme wohl ungelegen,“ jagte er und sah sie mit seinem häßlichen, unbeschreiblichen Lachen an. „Du hattest Besuch, glaube ich.“

„Es war ein Herr hier, der ein Glas Pfefferminz verlangte,“ antwortete sie gleichgiltig.

„Hm!“ er kam langsam heran und beugte sich schließlich über das Brett. „Trank er etwa aus zwei Gläsern?“

„Er hat mich, mitzutrinken.“

„Sieh doch, sieh! . . . Was liegt denn da? Ich glaube wahrhaftig, zwei blanke Kronen!“ Er wendete den Kopf zu ihr, seine Hände, seine blauen Lippen, sein ganzer starker Körper zitterte. „Du hast ihn gut bezahlen lassen, mein Kind.“

Martha hatte aufgeschaut; sie schlug leicht errötend die Augen wieder nieder.

„Das hatte ich noch nicht einmal gesehen. Uebrigens gab er, was er wollte.“

Er sah sie giftig an.

„So wird er auch wohl bekommen haben, was er wollte. — — Preis fürs Maulhalten!“

Wie es schallte und sumnte im Zimmer! Martha erblaßte. Mit einem schmutzigen Fluch schleuderte er seinen Hut in eine Ecke und warf sich auf den Stuhl,

der am Tisch stand. Dann wieder sein böses Lachen.

„Das war aber ungeschickt, daß ich gerade kommen mußte, um euch zu stören. Habt euch gewiß gut unterhalten, ihr beiden, das kann man sich denken. Netter Gesellschaft, was? Kommt mir vor, als ob Du recht verlegen aussehst. Und nun seh doch einer, Ohrringe hast Du auch? Da soll doch . . . Du wirkst ja ganz mörderlich fein, Martha. Eine Staatsdame, gewiß! . . . Und was ist denn das für 'ne Fahne? Keine Seide natürlich. Auch also von dem spindeldürren Küßmichdoch, der aus der Thür sprang, als ich kam.“

„Von Dir ist es jedenfalls nicht.“

„Es ist auch, weiß Gott, ein famosor Kerl, das Mannsbild da! — Schöner Fang, wahrhaftig, den Du da gemacht hast! Ha, ha! Sah meiner Treu aus, als wär' er aus anderem Holz geschnitten als gewöhnliche Menschenkinder. . . . Ist mir ganz egal. Wenn der glaubt, er könnte sich einnisten, wo er will, und jeden zum besten haben, weil er weiße Hände und rote Bäckchen hat und vielleicht ein paar Groschen mehr in der Tasche als ein anderer, dann soll er aber sehen, daß er auf dem Holzweg ist. Verstehst Du?“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

„Du hast wohl noch immer Deinen Rausch nicht ausgeschlafen, mit dem Du Dich in der ganzen letzten Zeit umhergeschleppt hast,“ sagte Martha endlich

ruhig, aber mit schmerzzitternder Stimme. „Uebrigens habe ich Dir nachgerade oft genug gesagt, daß ich es nicht bin, die Dich angebettelt hat, mich zu nehmen. Du solltest wissen, daß ich Dir mancherlei voraus habe, und wenn Du es lieber willst, kannst Du jeden Augenblick gehen.“

„Das kann ich auch, Martha! Und das will ich auch,“ antwortete er nach einer Weile sehr langsam und nachdenklich; seine Stimme war mit einemal gebrochen und wehmütig geworden, und er sah auf sie mit schwerem, kummervollem Blick. „Aber ich dünkte doch, Martha, Du solltest es so leicht nicht nehmen. Laß nur alles vorbei sein zwischen uns; das ist es ja eigentlich immer gewesen, denn Dir lag niemals etwas an mir, so viel ich auch dafür gethan habe, Du wolltest immer viel höher hinaus, Martha! Aber das nimmt kein gutes Ende; denk an das, was ich Dir sage. Und hast Du wirklich Lust, Dich mit solchem Springinsfeld einzulassen, weil er Dir allerlei Schönes sagt, so ist das ja für Dich selbst am schlimmsten, Martha. Aber, wenn Du sagst, ich hätte mich umhergetrieben, — ja, dann ist es ja einerlei, wo ich gewesen bin, denn wenn es aus ist mit uns beiden, dann liegt nichts mehr daran, aber der, der es Dir gesagt hat, ist ein Lügner und Ehrenscherder. Verstehst Du das?“

Martha antwortete nicht. Sie hatte ihre Näharbeit auf die Bank gelegt und sich umgewendet. Das Kinn auf die Hand, den Arm auf das Fenstergestimpe gestützt, sah sie hinaus auf die letzten ver-

schwindenden Sonnenstrahlen über den Waldesgipfeln. Im Zimmer war es fast dunkel.

„Es ist nur schade,“ fing Zasper kurz nachher wieder an, aber noch leiser und trauriger und mit feuchten Augen auf den Boden starrend, „es ist nur schade, Martha, daß ich es nicht früher gewußt habe. Dann hätte ich mir den Kauf des Müllerhäuschens sparen können.“

„Des Müllerhäuschens?“ wiederholte Martha, und wendete den Kopf halb nach ihm um. „Hast Du das Müllerhäuschen gekauft?“ fuhr sie fort, als er schwieg.

„Ich hatte ja gehört, daß Du es gern hast. Und da es gerade zu haben war, dachte ich, ich wollte Dir den Willen thun, obgleich ich dazu wohl etwas tiefer in den Beutel greifen mußte, als er's eigentlich leiden konnte. Es liegt ja auch ganz nett; Garten und Einzäunung sind in gutem Stande. Und da dachte ich, wenn es frisch verputzt und angestrichen würde, könnte es wohl noch gehen damit. Nun habe ich gerade im Zimmer einen neuen Fußboden gelegt und habe nach dem Weg zu drei Fach neue Fenster eingesetzt. Ich weiß ganz gut, daß es nicht fein ist, aber ich habe es gemacht, so gut ich konnte. Aber jetzt ist ja doch alles vergeblich — ich kann es nicht mehr gebrauchen.“

Nach diesen Worten wurde es still im Zimmer. Martha hatte sich langsam ganz zu ihm umgewendet. Nun beugte sie ihren Kopf nieder und sah lange mit zusammengebissenen Lippen herunter auf ihre

rechte Hand, die krampfhaft den Rand der Bank gefaßt hatte.

„Jasper,“ sagte sie endlich, ohne die Augen aufzuschlagen, aber mit leiser, heiserer Stimme. „Warum bist Du so?“

„Weil ich so bin und nicht anders,“ antwortete er und sah sie nun wieder fest an. „Und wie ich einmal bin, hast Du mir Dein Ja gegeben, an jenem Abend, als wir zusammen aus der Stadt kamen. Aber warum bist Du nicht mehr, wie Du gewesen bist?“

„Warum bist Du immer so unbändig, Jasper?“

„O, Du weißt sehr gut, daß es nicht böse gemeint ist. Aber bist Du es nicht selbst, die mich so tollköpfig macht? Wärest Du mit mir gewesen, wie andere Verlobte mit einander sind, so wäre ich auch geblieben, wie ich sein müßte. Aber hast Du mir jemals auch nur ein gutes Wort gesagt? Wenn ich kam, wußtest Du ja nicht einmal recht, ob Du mich überhaupt kennen und mir die Hand geben solltest; und Du sahst mich an, als wäre ich ein Stück Vieh oder ein Hund, aber kein Mensch. Was kann denn aus solchem Verkehr werden? Das ist ja Berrücktheit. Und ich möchte doch wissen, wie Du sagen kannst, was ich bin, oder wie ich künftig sein werde, wenn Du niemals mit mir sprechen oder mich auch nur anhören willst. Und was meinst Du, wie darüber in der Stadt gesprochen wird? Es ist noch nicht lange her, daß der Lauritz, das Bözmaul, fragte, ob ich Dir schon 'mal einen Kuß gegeben

hätte. Und wenn ich so einem Lump dann eins ver-
setze, dann thust Du, als wenn Du toll wärst, und
läufst in Deine Kammer. Darum sage ich: Soll
man auf die Manier mit einem Mädchen verlobt
sein, dann ist es besser, man bleibt ganz von
einander.“

Er stützte seine Backe auf die Hand und sah
traurig vor sich hin.

Aber nun stand Martha langsam von der Bank
auf, ging leise zu ihm hin und legte ihre Hand auf
seine Schulter.

„Jasper, sollen wir wieder gute Freunde sein?“

„Ach, das kann wohl nicht mehr gut thun
zwischen uns beiden. ‚Gleiche Kinder, gleiches Spiel‘,
sagt man. Und es wird gewiß nicht wieder anders.“

„Doch,“ antwortete sie und legte nun den Arm
um seine Schulter, sah ihn aber noch nicht an.
„Willst Du es, so soll alles noch gut sein. Von heute
an soll es gut sein.“

„Ist das nun auch Deine wirkliche Meinung,
Martha? Und glaubst Du, daß Du ihr auch treu
bleiben kannst? Denn sonst ist es besser, daß mit
uns alles aus ist.“

„Nein, Du kannst Dich auf mich verlassen. Von
heute an soll alles anders werden.“

Er erhob sich langsam und sah sie unsicher an.

„Aber er, der Kleine . . . ich meine — ist da
nicht . . . hat er nicht? . . .“

„Nein,“ sagte sie und wurde rot.

„Willst Du mir darauf einen Kuß geben?“

„Ja.“

„Aber einen ordentlichen Kuß?“

„Ja.“

Ein leichter Schauer durchzog ihren Körper, als sie seine harte Faust ihr Handgelenk umfassen fühlte, und als sie die aufgeworfenen Lippen sich ihr nähern sah. Aber sie bekämpfte sich, raffte sich schnell auf und bot ihm ihren Mund.

V.

Martha hatte ihren Entschluß gefaßt. Und von diesem Augenblick an war eine eigentümlich resignirte, aber wohlthuende Ruhe über sie gekommen. Zäzper war noch eine Stunde lang bei ihr geblieben, in der sie ruhig und vernünftig über die Vorbereitungen zur Hochzeit, über die Einrichtung des Müllerhäuschens, das Aufgebot und vieles andere gesprochen hatten.

Noch draußen in der Thüre hatte Martha aufs neue versprochen, sich zu ändern und ihm treu zu bleiben, und er hatte ihr seinerseits das feierliche Versprechen gegeben, wieder fleißig und ordentlich zu sein, so daß sie glücklich zusammen leben könnten. Als sie aber die Thür des Hauses geschlossen hatte und in ihre Kammer gekommen war, sank sie auf einen Stuhl und schluchzte leise und tief.

Das war also doch das Ende! Dahin sollte zum Schluß doch alles führen!

Sie wußte, daß es so am besten sei, daß sie wie durch ein Wunder errettet sei von dem verderbenbringenden Schritt, den sie stets gefürchtet hatte. Und doch konnte sie den Lauf ihrer Thränen nicht hemmen. War es denn nicht ihrer Jugend heimlichstes Sehnen und Hoffen, das sie aus ihrer Seele

weinen mußte? Fühlte sie nicht, daß es den letzten Kampf, den letzten und tiefsten Schmerz galt? Wenn nur diese Nacht vorüber war, wenn sie ihn am Morgen von hier fort wußte, würde ihr Herz für immer den Frieden finden, der nun sein einziger Wunsch war.

Aber — diese lange Nacht!

Er würde ja kommen, das wußte sie; kommen und draußen stehen und auf sie warten, spähend, auf ihren Schritt horchend, ungeduldig, sehnsüchtig. Sie fühlte wohl, daß sie nun stark war, daß nichts mehr ihren Entschluß wanken machen könnte. Der kommende Tag sollte sie ruhig und ohne Klage finden, wenn nur — die lange Dunkelheit überstanden, diese letzte Qual von ihr genommen wäre.

Sie stand zögernd auf und fing an, sich zu entkleiden. Mit unsicherem Schritt ging sie durch den dunklen, länglichen Raum, nahm die Decke von ihrem Bett und ordnete an ihren Kleidungsstücken, was sie seit lange versäumt hatte. Eine unbeschreibliche Mattheit lag auf ihren Gliedern; ihre Füße wurden so schwer, ihr Kopf schmerzte. Zuletzt sank sie auf den Bettrand nieder, ein Kleid, das sie eben in der Hand hielt, vor die Augen drückend. Und da sie daran dachte, daß sie seit langer Zeit keinen Abendsegens gesprochen hatte, fing sie an zu beten.

Aber mitten im Gebet sah sie wieder den feinen blonden Kopf vor sich, der in ihrem Schoß geruht hatte. Sie glaubte noch die weiche, zitternde Hand, die brennenden Lippen zu fühlen. Jedes Wort, das

er gesprochen hatte, sumnte mit seinem zarten, bittenden Klang noch in ihren Ohren, sie brach in Thränen tiefsten Schmerzes aus.

Ihr ganzes inneres Leben seit jenem schicksalsschweren Tage, als sie im Schilf die beiden Liebenden beobachtet hatte, zog klar und deutlich an ihrem Geist vorüber. Jedes Sehnen, das in ihr gelebt, jeder Traum, der sie umfangen hatte, durchströmte ihre Seele in diesem Augenblick aufs neue. Und sie fragte sich, warum denn das alles in ihr gewesen sei, warum es ihr ins Herz gelegt worden war, wenn es doch so enden sollte, wie es jetzt war. Noch einmal erblickte sie das strahlende Paradies ihrer Jugend, den duftenden Garten der Liebe, in dem sie sich so oft mit ihren Gedanken ergangen hatte, aber nicht mehr wie ein leeres Gaukelspiel, hervorgezaubert durch eitle, krankhafte Träume. Lebendig war es ihr nahe getreten. An seiner Schwelle hatte sie gestanden, die glühende Seligkeit solcher Liebe hatte sie durchströmt durch die geöffnete Pforte.

Sollte sie es dennoch wagen? Ein einzigesmal? Niemand würde es ja erfahren. War er abgereist, dann war es begraben wie in der Finsternis der Nacht. Sie selbst würde nur wie an einen schönen Traum, einen flüchtigen Lichtblick daran zurückdenken. Aber es sollte ihres Lebens großes, kostbares Geheimnis bleiben, das sie mit sich ins Grab nehmen würde. Nur noch einmal ihn sehen, noch einmal die Hand drücken, noch einen letzten Kuß zum Abschied... Nur noch dieses einzige Glück, und sie wollte willig

auf alles verzichten. Wie wollte sie es vergelten durch Güte und Treue! Niemals wollte sie Anlaß geben zu Klagen, zu irgend einem Mißverhältnis.

Sie fuhr sich durch ihr Haar. Welche Gedanken waren das!

Aber im selben Augenblick hörte sie drei schwache, dumpfe Schläge vom Walde her.

Langsam ließ sie sich im Bette zurückfallen und bedeckte ihre Augen mit den Händen. So blieb sie ganz stille liegen, wie wartend.

Nach Verlauf einiger Minuten wiederholte sich der Laut. Sie zitterte am ganzen Körper, aber sie rührte sich nicht. Ein bleiches Mondlicht fiel durch das Fenster auf ihr Bett und glitt über ihr aufgelöstes Haar, daß es sich wie ein goldener Strom über ihre halbbedeckte weiße Gestalt ergoß. Ihre Finger lagen unbeweglich auf dem totenbleichen Gesicht, sie atmete kaum, nur ihr Herz schlug gewaltsam. Viermal wiederholte sich das Klopfen im Walde, jedesmal stärker, ungeduldiger, während das Mondlicht sich still in die Schlafkammer stahl, das Bett, den Fußboden beleuchtend. Jetzt war alles still. — Ungebrochenes Schweigen!

Sie erhob sich vom Kissen und atmete tief.

„Alles vorbei!“

Ihre Hände sanken schlaff hernieder, das Gesicht verzog sich schmerzlich, sie sank wieder zurück.

Da hörte sie ein Klopfen am Fenster der Gaststube. Sie fuhr auf. Sollte er es sein? Es klopfte wieder. Ohne Besinnen warf sie einen Shawl über

sich und lief hinein. Er stand draußen und rief sie flüsternd.

„Am Gottes willen,“ rief sie ihm zu, indem sie vorsichtig das Fenster öffnete. „Stehe nicht hier! Stehe nicht hier! Es könnte jemand kommen und Dich sehen. Ja, ja, ich will kommen . . . Gehe nur in den Wald zurück. Dann komme ich.“

Sie lief in ihre Kammer und zog schnell ihr Kleid an, nahm ein kleines Tuch um den Hals und schlug den Shawl um den Kopf. Sie fühlte, daß sie verloren war. Lautlos nahm sie die Eisenstange von der Hinterthür und schlich sich in den Wald.



Dritter Teil.

I.

Es war ganz früh morgens. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber im fernen Osten erglühte das Meer. Ueber das weite, flache Küstenland zogen sich vereinzelt, kurze Nebelstreifen, die an Büschen und Dornen hängen geblieben waren und nun wie Flocken von den weißen Gewändern der nächtlichen Gespenster zerrannen. Alles Menschliche lag noch in tiefem Schlaf.

Ueber der ebenen, sommergrünen Fläche der Aecker und unter der blauweißen Himmelskuppel, an der kleine, rötlich gefärbte Wolken wie verstreute Rosenblätter schwebten, stiegen und sanken die morgensfrohen Lerchen mit tausendstimmigem Hallelujah. In den Gärten der Landleute pukten die zierlichen Elstern ihre Federn. Und aus dem Walde kamen in großen Scharen die Krähen mit ihrem schweren Flug, laut und rauh schreiend: „Geh weg! Geh weg!“ bis sie

sich auf einem frischgepflügten Acker niederließen. Es war ein ohrenbetäubender Lärm.

Plötzlich wurde alles still. Wie tausend dunkle Punkte ließen sich blitzschnell die Lerchen aus der oberen Luft in die Felder niedersinken. Die Elstern hüpfen vorsichtig auf die verstecktesten Zweige und streckten, den Hals hin und her wendend, neugierig die Köpfe vor. Drei verirrte Hühner aus der Stadt liefen eilig über den Weg und krochen auf einem Misthaufen zusammen; ja selbst die dummen Krähen duckten sich reihenweise in den Ackerfurchen nieder und blickten scheu nach oben mit einem Auge.

Hoch oben über der Stadt schwebte ein Geier. Auf den breiten Flügeln hängend segelte er ruhig und langsam durch die Lüfte. Zögernd schien er mit seinem raubgierigen Blick nach einem Frühmahl umherzuspähen. In vier großen Kreisen schwang er sich dem Walde zu. Endlich streckte er seine Schwingen zu ein paar kurzen, kräftigen Schlägen und verschwand über den Bergesgipfeln.

Aus dem Grafe erklang ein schüchternes „Piep,“ dann wieder das heifere „Weg!“ der Krähen. — Und bald war wieder die Luft erfüllt mit Jubelchören.

Eine befremdlich aussehende Gestalt, halb wie eine Nachtwandlerin, halb wie eine Tote aussehend, war dort drüben am Waldeszaun Zeugin dieser Scene gewesen. Ihre Hand lag auf dem Zaun, ein Shawl bedeckte Kopf und Schultern. Ihr leerer Blick war nach oben gerichtet, dahin, wo der Geier seine Kreise gezogen hatte. Es war Martha.

Langsam, Schritt für Schritt, als wolle sie ihren eigenen inneren Schlummer nicht stören, schlich sie sich zwischen Hecke und Wiese am Walde entlang, dahin, wo die Kluft sichtbar wird. Nur einmal warf sie einen schnellen, scheuen Blick um sich, dann verschwand sie durch die Thür, die sie am Abend unvergeschlossen gelassen hatte.

Als sie in ihrem Zimmer angelangt war, ließ sie ihren Shawl fallen und schaute verwundert um sich. Aber die Luft hier mußte sie beängstigen, denn sie ging ans Fenster, öffnete es und atmete tief.

Durch die Kluft konnte sie das Küstenland im rosenroten Schimmer tauglitzernd liegen sehen. Die Spinnweben lagen auf den Wiesen, daß diese wie feuchtes Moorland glänzten. Ueber dem Meer ging die Sonne auf.

Groß, königlich, in stiller Pracht und Würde hob sich die mächtige Feuerkugel an dem wolkenlosen Himmel empor, ihr goldiges Lächeln über das ganze flache Land ergießend, das nun allmählich erwachte. Von den Hütten mit den kleinen Fensterscheiben, die im Morgenlicht erglänzten, stieg drüben im Moorlande schon hier und dort eine dünne Rauchsäule in die stille Luft. Bald öffnete sich in der Stadt eine Thür, bald blißte draußen eine Sense. Und auf den Kleeefeldern begannen die Kühe zu brüllen, denn auf dem Wege zeigte sich ein lustig singendes Mädchen, das die Milcheimer, am Joch hängend, trug.

Martha hatte sich an die Wand gelehnt und blickte auf dieses morgensrische, erwachende Leben mit einem

eigentümlichen, fast blödsinnigen Lächeln. Aber nach und nach schien sie, von Müdigkeit überwältigt, zusammenzusinken. Taumelnd wie im Rausch ging sie ans Bett und warf sich unentkleidet darauf. Und nachdem sie die Hände auf der Stirn gefaltet und die Augen geschlossen hatte, lag sie lange ganz unbeweglich, halb wachend, halb schlafend.

II.

War es wirklich so? — War nicht das Ganze eine leere Vorstellung? Es schien ihr unmöglich, daß alles so geschehen sei. Einmal über das andere ließ sie alle Ereignisse der Nacht an ihrem Geiste vorüberziehen; sie konnte ihnen Schritt für Schritt folgen, sich jedes Wort, jedes Empfinden, jedes Glück zurückrufen. Aber so oft ihre Vorstellungen sich dem Ende näherten, sträubte sich alles in ihr gegen den Glauben an das, was geschehen war. War sie es denn, war es nicht eine andere, die das erlebt hatte? Zuweilen verlor sie ganz den Faden, und es kam über sie wie ein Schwindel. Aber sobald sie wieder zu sich kam, begann das Wandern ihrer Gedanken wiederum, durch den Wald, am See entlang, im hellen Mondlicht, im Gebüsch; und immer wieder glitt das eigentümliche, verstörte Lächeln über ihr Gesicht.

Und er? Wo war er? Lange Zeit lag sie grübelnd und konnte ihre Gedanken nicht jammeln. Plötzlich sprang sie hoch auf im Bett und sah wild umher. Abgereißt! Aber es war ja unmöglich! Nach diesem? — Und doch! Von allen Vorstellungen die klarste die, wie sie vor ihm kniete im nassen Graße, bettelnd, weinend, flehend, sie nicht so tief zu beugen. Sah sie ihn nicht bleich und schauernd im Morgengrauen

stehen, zitternd wie ein Schulknabe vor seiner eigenen Unthat? Und hatte er sie nicht zum Schluß mit Gewalt von sich gestoßen und trotz all ihrer Bitten im Walde allein gelassen?

Wieder sprang sie aus dem Bette. Wie? Einem solchen Menschen hatte sie sich hingegeben? Um dieses Niedrigsten willen hatte sie sich ins Unglück gestürzt, ihr Leben verdorben, für immer ihren Frieden und ihr Glück preisgegeben?

Nein! Nein! Es konnte nicht sein! Das war unmöglich. Er mußte wiederkommen. Ganz gewiß, er kehrte zu ihr zurück. Kam er nur erst dazu, klar zu denken über das, was vorgefallen war, dann würde er sie nicht verlassen. Mit einemmal fühlte sie es mit unfehlbarer Sicherheit, daß er sie nicht hintergehen konnte. Sie streckte ihre schönen, schlanken Arme hoch über ihren Kopf in siegesgewisser Ueberzeugung, daß diese Arme ihn wieder umfassen, wieder an ihr Herz drücken würden, und mein! — mein! — mein! wollte sie ihn wieder nennen. Sie lachte jetzt ganz laut über ihre eigene Furcht, und ein unendlicher Jubel erfüllte sie. Er kommt! Er kommt! klang es in ihrem Innern; und wie überwältigt von namenlosem Glück sank sie auf das Bett.

Wie hatte sie nur jemals daran zweifeln können? fragte sie sich dann selbst, indem sie mit selbigem Lächeln das Haupt erhob und um sich blickte. Wie waren ihr nur solche Gedanken gekommen? O Gott, war es denn nicht verzeihlich, wenn er heute morgen verworren und erregt gewesen war? War nicht sie

selbst in solcher Aufregung gewesen, daß sie fast die Besinnung verließ? Und fühlte sie nicht jetzt doch, wie liebend ihr Herz schlug? Brannte in ihren Adern nicht das Blut vor unbeschreiblicher Sehnsucht, ihn wieder zu sehen?

Sie hörte einen Wagen schwerfällig über den Weg rollen. Sie horchte. Und wie ein Pfeil schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf. Diesen Weg fuhr ja auch die Diligence. Von diesem Fenster aus oder noch besser hinter dem Gebüsch im Walde würde sie sicher sehen können, wer darin war. Es war ja schon hoher Tag, bald mußte es so weit sein in der Zeit. Wenn sie sich nun irgendwo im Walde versteckte und wartete, bis sie vorbeikamen?

Nicht doch! Wozu in aller Welt solche Albernheiten? Warum sich selbst mit solch unnötiger Angst quälen? — Und guter Gott! Wie war denn das? Wie sah sie aus! Und ihr Zimmer! War sie denn nicht bei Verstand! Wenn nun die Mutter hereinkäme und sie in solcher Verfassung sähe! Nicht einmal die Hinterthür war wieder verschlossen. War sie denn ganz von Sinnen?

Mit atemloser Hast begann sie überall zu ordnen, um jede Spur von den Vorgängen der Nacht zu verwischen, dann kleidete sie sich sorgfältig in ihren täglichen Anzug, warf ihre beschmutzten Schuhe weit unter das Bett und ordnete ihr Haar. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie vergessen haben könnte, gestern abend das Fenster in der Gaststube wieder zu schließen, an dem sie mit ihm gesprochen hatte.

Aber sie beruhigte sich damit, daß in diesem Fall der Wind es zuge schlagen haben würde; dann setzte sie sich, um zu überlegen, wie sie sich weiter zu verhalten habe, damit auch künftig alles geheim bleibe und nichts ihr Glück trüben könne.

Sie dachte nach, ob sie nicht auf die eine oder andere Weise gleich eine Botschaft zu ihm senden könne. Wohl jagte ihr Herz ihr, daß er sie diesen Abend eben da aussuchen würde, wo sie sich gestern getroffen hatten, und zu derselben Stunde, aber es schien ihr unmöglich, daß sie ihn bis dahin nicht wiedersehen sollte. Außerdem würden ja heute die Alten alle kommen, und ehe die fort waren, gab es für sie kein Entrinnen. Und dann, um Gotteswillen durfte er ihr ja kein Zeichen geben durch Klopfen. Sie sagte sich, daß sie mit äußerster Vorsicht handeln müsse. Sie wußte, daß man von allen Seiten spionirte und sie beobachtete, und daß das geringste Auffällige Mißtrauen erregen würde.

Wieder rollte ein Wagen vorbei, und sie fuhr vom Stuhl auf. Mit unruhigen Schritten ging sie im Zimmer auf und ab, griff sich oft nach dem Kopf und preßte die Hände gegen die Schläfen. Sie fühlte, daß diese Ungewißheit ihr unerträglich wurde, und daß sie das Ende des Tages nicht abwarten könne, ohne sich Klarheit zu verschaffen. Mit einem plötzlichen Entschluß band sie ihre Waldschürze vor, sah eilig zum Fenster hinaus und schlüpfte aus dem Zimmer. Aber noch an der Thüre hielt sie an, ließ den Blick musternd durch ihre Schlafkammer

schweifen, und da sie mehr empfand, als sie es gesehen hatte, daß sie sehr blaß war, rieb sie ihre Backen fest mit den Händen. Dann wartete sie, bis es ganz still um sie her geworden war, und nun eilte sie durch das Vorzimmer hinaus.

Draußen auf der Steinstufe durchfuhr sie ein jäher Schrecken; es schien ihr ganz bestimmt, als sähe sie die Mutter gerade hinter jenem Fenster stehen, das sie am Abend geöffnet hatte. Aber mit Anspannen all ihrer Kräfte sammelte sie sich im Augenblick und ging, scheinbar gleichgiltig vor sich hinträllernd, vorbei, mitten auf dem Wege noch anhaltend und zu den Wolken aufschauend, als wolle sie das Wetter beurteilen. Sobald sie aber den Wald erreicht hatte, eilte sie wieder vorwärts. Da auf einmal sah sie an einer Wendung des Weges Lars' Eingange, der in geringer Entfernung geradewegs auf sie zukam. Sie stieß einen Fluch aus und wollte sich seitwärts drehen, wo das Gebüsch sie verbergen konnte, aber Lars hatte sie schon gesehen und winkte ihr mit dem Stock.

Ihr Herz begann heftig zu schlagen. Der Gedanke durchzuckte sie, daß er der erste war, der ihr nach dieser Nacht begegnete, und sie fragte sich, ob irgend etwas sie möglicherweise verraten könne. Je mehr sie sich einander näherten, desto höher stieg ihre Furcht, daß er irgend etwas Ungewohntes in ihrem Aeußern entdecken würde. Und sie war gerade auf dem Punkt, ihrem alten treuen Freunde mit einem Schrei zu entfliehen, als er schon vor ihr stand.

„Sieh, sieh!“ rief er laut. „Triffst man das Jungferchen hier im Grünen!“

„Ja,“ sagte sie lächelnd und blickte suchend nach dem welken Laub unter den Bäumen. „Ich sollte etwas Reiser für die Mutter sammeln.“

„Hol's der Teufel! Hast Du denn jetzt noch Zeit zu dergleichen Dingen, mein Schatz?“

„Warum sollte ich denn keine Zeit haben?“

„Nun, ich dachte wahrhaftig, Du wärest schon im vollen Gange mit dem Kinderzeug. So 'was kann man gar nicht früh genug in Ordnung haben, mein Mädchen, wenn man erst Amen gesagt hat.“

Sie sah ihm starr in die Augen und erblaßte. Ahnte er etwas?

„Was willst Du damit sagen?“

„Ho, ho! Sie will mir was weiß machen! — Nein, mein Kindchen, Lars Einauge ist auch nicht von gestern. Zufällig hat er heute morgen das Plaisir gehabt, den lieben Jasper zu treffen, der glänzte wie ein neues Zweischillingstück, und er hat mir die ganze Geschichte aufgetischt. Na, seid glücklich, ihr beiden, in Gottes Namen! Und eh' das Jahr zu Ende geht, gibt's einen Jungen, wie unser alter Küster in Ryndby zu sagen pflegte.“

Sie atmete erleichtert auf und blickte zu Boden.

„Ja, Jasper will, daß wir bald heiraten; er hat ja das Müllerhäuschen gekauft.“

„Ja, und ein fertiges Bett. Morgen bestellt er beim Pastor die Abkündigung, und dann braucht ihr nur noch unseres Herrgotts Segen, mein Kind.“

„Bist Du im Walde gewesen?“ fragte sie plötzlich.

„Ja wohl, Gottsleid! Wir hatten ja gestern das niederträchtige Pech mit den Geschäften.“

„Was für Pech?“ fragte sie lächelnd.

Sie merkte erst jetzt, daß Lars schon etwas über den Durst genommen hatte.

„Hast Du nicht davon gehört, Mädchen? Hast Du Deine Mutter wohl heute noch nicht gesprochen?“

„Nein.“

„Na, es ist auch wahr, sie weiß ja auch eigentlich nichts davon. Sie hatte ja solch-fürchterliche Eile, fort zu kommen.“

„So—o—o?“ jagte Martha und sah ihn wieder aufmerksam an. „Was ist denn geschehen?“

„Herrgott! Wir haben ja Soeren verloren.“

„Was habt ihr?“

„Ja, siehst Du, Kind, es ging ja wie geschmiert mit der Schaukel und mit den Kanelstangen. Aber als wir uns nach Soeren umsahen, der ja das Cigarrengeschäft hatte, da — denke Dir — war er rein verschwunden. Natürlich hat er herumgeschwiemelt, denn die Kasse fanden wir mitten auf dem Wege, aber keinen Heller mehr darin, und er selbst mag sich wohl zum Auschlafen ins Gebüsch gelegt haben.“

„Hast Du ihn denn nicht gefunden?“

„Nein, du lieber Gott! Konnte im ganzen Walde doch nichts finden als einen blassen Gesellen, der am Wege saß und an einem Dings von Pfeife sog.“

„Saß einer am Wege?“ fragte Martha eifrig.

„Wer mag das wohl gewesen sein?“

„Ich meine, es war wohl einer von der Sorte Studenten, die hier herumlungern.“

Ein selbiges Lächeln flog über Marthas Gesicht.

„Er wollte mit der Diligence fort,“ sagte Lars.

„Mit der Diligence?“ sie griff unwillkürlich nach seinem Arm. „Weißt Du das gewiß?“

„Ja versteht sich, weiß ich's gewiß. Ich hab' ihn ja nachher selbst hineintrabbeln sehen. Aber was ist denn los? — Du bist ja ganz weiß, mein Kind!“

Sie war wirklich auf dem Punkt, ohnmächtig zu werden. Sie hatte die eine Hand auf ihre Augen gelegt und biß sich fest auf die Lippen, während sie sich einen Augenblick auf seinen Arm stützte.

„Ich — ich befinde mich nicht ganz wohl. Ich habe diese Nacht nicht gut geschlafen. Ich glaube — ich muß nach Hause gehen.“

„Aber, mein Gott! Kind, Du wirst doch nicht krank werden?“

„Nein, nein, es ist nichts — es ist nur — laß uns nur nach Hause gehen.“

Sie gingen ein paar Schritte zusammen, während Martha sich fortwährend an seinen Arm hielt. Als sie aber einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen war, ließ sie ihn ganz unerwartet los, und mit einem kurzen: „Ich muß mich eilen,“ lief sie nach Hause und in ihre Schlafkammer. Hier hockte sie sich auf ihrem Bett zusammen, rang die Hände und brach in heftiges, krampfhaftes, aber lautloses Weinen aus.

III.

Am Abend versammelte sich wieder wie gewöhnlich der Klub am Eichentisch in der Gaststube, aber in ungewöhnlich festlicher und munterer Stimmung.

Allerdings hatte das beklagenswerte Ungemach mit dem schwermütigen Soeren Steinhauer (der übrigens im Laufe des Tages sich wiedergefunden hatte, aber ohne einen Pfennig des zutrauensvoll ihm überlassenen Schatzes in der Tasche und in etwas verkommenem Zustande), allerdings hatte dieses Ungemach ihre stolzen Erwartungen von den Geschäften des gestrigen Tages in bittere Enttäuschung verwandelt. Aber als Entschädigung kam ihnen die ganz unerwartete und eben deshalb doppelt erfreuliche Botschaft von Jaspers und Marthas nahe bevorstehender Vereinigung, der Verwirklichung ihrer gemeinschaftlichen innigsten Wünsche und Hoffnungen. Wie durch Zauberwort waren nun alle drohenden Wolken an ihrem Himmel zerstreut.

Im Verlauf des Abends wurde eifrig und mit Ernst alles verhandelt, was diese wichtige Sache betraf. Besonders war man einstimmig der Ansicht, daß alle, auch Martha, gleich am folgenden Morgen zusammen hingehen sollten, um das Müllerhäuschen anzusehen. Dann sollte Jasper mit Lars Einauge

und Zacharias Weber als Zeugen zum Pastor gehen, um die Abkündigung zu bestellen, worauf man sich wieder hier im Wirtshaus versammeln wollte, um bei einer soliden Mahlzeit und einer Kanne Punsch den Tag so zu feiern, wie es sich bei so erfreulicher Gelegenheit gehörte.

Vor allen anderen war natürlich Jasper im siebenten Himmel.

Freilich, bis jetzt hatte sich ihm das Leben nicht gerade von seiner lichtesten Seite gezeigt. Als Sohn eines übel berüchtigten Paares von Herumtreibern, mit der Schande eines durch den Trunk verkommenen Vaters, einer diebischen Mutter bedeckt, dazu verhöhnt und verspottet wegen eines gewissen ungeschickten und mißtrauischen Wesens, das die Einsamkeit in ihm groß gezogen hatte, war er früh mit des Lebens Bitterkeit bekannt geworden, und es hatte sich in ihm jene unglückliche Streitsucht ausgebildet, die er selbst vielleicht am meisten fürchtete.

Aber nun war es, als ob das Bewußtsein, endlich und wirklich den Schatz zu besitzen, nach dem er so lange und unter so schweren Prüfungen gestrebt hatte, ihn zu einem neuen und besseren Menschen mache, als ob vor diesem ersten Sonnenblick auf seinem Lebenswege alles Rauhe und Feindselige in seiner Seele schmelzen würde.

Er war noch ganz erhitzt von seiner schweren Arbeit hingekommen. Und den ganzen Abend wick er nicht von Marthas Seite. Er saß neben ihr auf der Bank und streichelte behutjam, fast ängstlich ihre

feine, weiße, weiche Hand mit seiner großen, groben, ehrlichen Holzhauersfaust.

Und sie — sie war hereingekommen, nachdem alle versammelt waren. Aber sowie sie die Glückwünsche der alten Freunde empfangen hatte, setzte sie sich in die Ecke, in den dunkelsten Schatten und stand nicht so bald wieder auf. Sie war noch sehr bleich, und es lag fast eine gewisse Unheimlichkeit in der Art, wie sie zugleich in scheinbar und doch spähender Weise ihre dunklen Augen durch das Zimmer schweifen ließ und ebenso in dem ängstlichen, plötzlichen Beben, das sie ergriff, als Jasper sich neben sie setzte und ihre Hand faßte.

Aber die alten Freunde jubelten. In ihrem allzu großen Entzücken sahen sie in dieser stummen Abgeschlossenheit nur das Befangensein, das so natürlich ist und so anmutig bei einem jungen, unschuldigen Mädchen gegenüber einem so wichtigen, entscheidenden Schritt; und besonders war es für Jasper ein neues, hoch erfreuliches Zeichen, daß sie nun angefangen hatte, die Sache mit der erforderlichen Würde, dem richtigen Anstand zu nehmen.

Martha selbst wußte meistens weder, wie ihr geschah, noch wo sie war, so wirrte und schwirrte es in ihrem Kopf.

Sie hatte den Tag in ihrem Zimmer zugebracht, hin und her geworfen zwischen dumpfer Gefühllosigkeit und bitterer Verzweiflung. Es hatte Augenblicke gegeben, in denen sie wirklich für ihren Verstand fürchtete, und wiederum andere, in denen sie von so

grenzenlosem Haß, so wilder Raserei gegen den falschen Niederträchtigen ergriffen war, der sie für ewige Zeit gebrandmarkt hatte, daß sie nicht leben zu können glaubte, ohne sich zu rächen. Selbst als sie schon den Thürdrücker in der Hand gehabt hatte, um hier einzutreten, hatte sie sich kalt und ruhig gefragt, ob es nicht besser sei, ein Ende zu machen und sich in den See zu stürzen. Und als ihr Auge gleich darauf dem glücklichen Blick Saspers begegnete, mußte sie sich am Thürpfosten halten, um nicht umzu-sinken.

Am verächtlichsten fast erschien ihr die Art, wie jener sich in den Wald geschlichen hatte, um da die Diligence abzuwarten und auf diese Weise nicht am Wirtshause vorüberzufahren. Jedesmal, wenn sie daran dachte, ballte sie die Hände und biß sich auf die Lippen. Diese wohlüberlegte List, diese kalte Berechnung schien ihr mehr als irgend etwas anderes seine niedrige Feigheit zu offenbaren. Und nun, da sie hier wieder unter ihren alten, treuen Freunden saß, die es nie anders als gut mit ihr gemeint hatten und die gern ihr Leben für sie hingeben würden, wenn es sein mußte, jezt begriff sie nicht mehr, daß sie jemals so blind gewesen war, daß sie jemals den Gedanken gefaßt hatte, sich solch einem Menschen hinzugeben, den sie kaum dem Namen nach kannte.

Inzwischen drängte sich Sasper immer dichter und dichter an sie, je mehr sich die Alten in ihr Gespräch vertieften, oder ihre verschiedenen Getränke Macht über sie gewannen. Zuletzt legte er seinen Arm um

sie, während er in vollster Verliebtheit in ihre Augen schaute.

Hätte er ahnen können, wie ihr Herz sich zusammenschürte, wie ihre Nerven bebten, so oft er sie an sich zog oder in glücklichem Liebesrausch von seinen Zukunftsplänen sprach! Niemals hatte sie wie jetzt gefühlt, was wahre und aufrichtige Liebe sei, niemals so wie in diesem Augenblick verstanden, wie viel tausendmal mehr sie wert war als alle schönen Worte und süßen Gelöbniße. Und unwillkürlich drückte sie seine große, plumpe, schwielige Hand, während sich ihre Lippen wie in körperlichen Schmerz verzogen.

Sie verwünschte den Tag, da sie im Schilf ihr Herz zum erstenmal von der Zärtlichkeit der beiden Liebenden umstricken ließ. Sie verwünschte ihr Leben und seine thörichten, eitlen Träumereien, die ihre Sinne verwirrt, ihre Augen verdunkelt hatten bis jetzt — da es zu spät war.

Aber mit fast übermenschlicher Selbstüberwindung gewann sie es über sich, zu lächeln, als jetzt Jasper sich zu ihr niederbeugte. Und da er ihren Kopf auf seine Schulter niederdrückte, sah sie zu ihm auf mit liebevollem, aber leidenschaftlichem Blick.

Und da durchkreuzte ihren Kopf der Gedanke: „Wie, wenn du ihm nun alles offenbarest? Wenn du dich mit ihm zurückzögest, dich ihm zu Füßen würdest und seine Vergebung erslehtest?“

Aber sogleich fühlte sie auch wieder, daß es ihr unmöglich sein würde. Sie brauchte ihm nur ins

Auge zu sehen, nur das siegesgewisse Glück in seinem Händedruck zu spüren, um mit Entsetzen jeden Gedanken daran wegzuweifen. Es gab keine Rettung, ihr Leben war dahin; sie selbst hatte es ganz entwertet. Und niemand, niemand konnte ihr zurückgeben, was sie verloren hatte.

Und doch empfand sie eben jetzt so grenzenlos die Lust, zu leben, von jetzt an ein neues, redliches Leben zu beginnen, in dem sie gut machen wollte, was sie in ihrem thörichten Wahn verdorben hatte, in dem sie mit anderen das Glück teilen wollte, das sie erst jetzt schätzen gelernt hatte. Wie sie da saß, den Kopf an seine Schulter gelehnt, versuchte sie, wie in früheren Zeiten zu träumen und in ihrer Phantasie ein friedliches, geschäftiges Zusammenleben in Liebe und Treue aufzubauen. Aber mit brechendem Herzen begriff sie dann erst ganz, was sie verscherzt hatte.

Aber war denn alles so unwiederbringlich verloren? Konnte sie es nicht vergessen? Konnte sie es nicht von sich werfen wie einen Traum, eine Erscheinung? War es denn im Grunde etwas mehr als das? Was war denn so Ungeheures geschehen? Wenn nur Jasper nichts erfuhr, nicht als der Betrogene dastand! Und überdies: war nicht zu seiner Entschädigung jede Faser ihres Herzens zehnfach mehr sein als vorher? Wie sollte ihr Leben von nun an . . .

Langsam sank sie in seinem Arm zusammen, überwältigt von Leid und Müdigkeit. Ohne daß sie es wußte, schlossen sich ihre Augen und sie schlief an

seiner Schulter ein. Er schlang seinen Arm beschützend um sie; regungslos bewachte er ihren Schlummer, während stilles Entzücken sich auf seinen Zügen abspiegelte.

Drüben am Tisch saß die Mutter. Sie hatte den ganzen Abend mit starrem, forschendem Blick die Tochter beobachtet. Nun sank auch sie mit heimlichem Seufzen auf ihrem Stuhl zusammen.

IV.

Als Martha in der Nacht in ihre Schlafkammer kam, war sie von aller Aufregung noch so ermattet daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Mechanisch, als sei sie nur halb wach, kleidete sie sich aus, und sobald sie den Kopf auf das Kissen gelegt hatte, fiel sie wieder in tiefen, schweren Schlaf.

Sie mochte wohl eine Stunde lang geschlafen haben, als sie in der Nähe ihren Namen flüstern hörte. Lange Zeit konnte sie sich nicht erklären, woher der Laut käme, als endlich das Fenster vorsichtig von außen geöffnet wurde und eine Gestalt sich hereinschwand. Mit unsicheren, lautlosen Schritten ging sie über den Boden des Zimmers. Aber sie erkannte sie nicht, ehe sie ans Bett trat und das Mondlicht auf das blonde Haar fiel. Da stieß sie einen Schrei aus. Er war es.

Blitzschnell hatte sie sich um seinen Hals geworfen, und wenige Minuten nachher lag sie bewußtlos an seiner Brust.

Endlich hörte sie über sich seine Stimme.

„Liebe! . . . Liebe!“

Sie schlug die Augen auf und sah ihn mit einem langen, zugleich seligen und schmerzlichen Blick an. Noch konnte sie nicht sprechen, aber mit aller Kraft

klammerte sie sich wie in Angst an ihn und drückte ihre Stirn an seine Schulter.

„Ich wußte es — ich wußte es ja,“ stammelte sie endlich und fiel in ihre Bewußtlosigkeit zurück.

Er ließ sich auf dem Rande des Bettes nieder und schlang seine kalten Arme um ihre warmen, zitternden Glieder, indem er sie noch näher an sich zog.

„Liebe! . . . Liebe!“

„O, wie gut, daß Du gekommen bist!“ sagte sie schwer atmend und drückte eine Hand vor die Augen.

„Hast Du gewartet?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube, ich wäre wahnsinnig geworden, wenn Du nicht gekommen wärest. Ich . . .“

„Still, still! Nun ist alles vergessen. Nicht wahr? Steh nun auf und kleide Dich an. Denn, nicht wahr, Du willst mit mir gehen?“

„Ja, nur fort von hier!“

„Komm, — nur schnell! Ich helfe Dir.“

Sie wollte aus dem Bett springen. Aber im selben Augenblick erwachte sie. Sie sah mit verstörtem Blick umher, dann erhob sie sich langsam.

War sie denn wirklich wahnsinnig? . . . War sie eine Verworfene, eine Dirne, eine Ausgestoßene? Hatte denn Gott sie ganz verlassen, war sie in Satans Macht und Gewalt?

Sie griff sich mit beiden Händen nach dem Kopf. Und mit dem Blick des Wahnsinns starrete sie durch das Fenster, wo des Flusses breite Strömung im Mondlicht erglänzte.

War es da nicht doch besser? Sollte sie sich nicht doch lieber draußen bergen bei Anna-Meta, ihrer lieben Schulfreundin, und den vielen anderen, die dort Trost gesucht hatten in ihrer Herzensangst? Was hatte sie noch vom Leben zu erwarten? . . . Dann würde sie ja mit Anna-Meta draußen im Walde in den stillen Mondnächten wandern, unbekleidet, den Johanniskäfer im Haar. Elfenjungfrauen hatte er gesagt . . . Eine Elfe . . .

Sie verirrte sich wieder in ihren Gedanken. Die Hände vor den Augen, legte sie sich im Bette zurück, um sich zu sammeln . . . und schlief wieder ein.

V.

Als sie wieder erwachte, mußte es schon spät am Tage sein. Draußen jubelten die Vögel, auf der Wiese sang ein Hirtenknabe mit heller Stimme bei seinem Vieh. Sie schaute langsam im Zimmer umher; endlich blieben ihre Augen am Fußende ihres Bettes haften. Dort saß die Mutter und blickte sie starr an.

Ein Schauer überlief ihren Körper. Sie wollte aufspringen; als sie aber fühlte, daß ihr die Kraft dazu fehlte, schloß sie die Augen wieder. „Was bedeutet das?“ dachte sie erschrocken. „Sollte sie etwas wissen? . . .“ Im selben Moment erinnerte sie sich dessen, was Lars von der Eile der Mutter gesagt hatte, als sie am Abend vorher vom Fest heimkehren wollte. Es war, als sei sie an allen Gliedern gelähmt. „Sie weiß alles,“ sagte sie sich.

Sie blieb unbeweglich liegen. Da aber stand die Mutter auf und legte die Hand auf die Decke.

„Martha, Du mußt aufstehen.“

Noch lag sie ganz still; aber sie erhob sich langsam vom Kissen und sah mit einem langen, entsetzten und scheuen Blick auf. Kein Wort wurde gesprochen. Aber als beider Augen einander begegneten, war es, als lege sich ein Eishauch über sie. Die Mutter ließ

sich auf den Rand des Bettes sinken, Martha verbarg ihr Gesicht in den Händen und beugte sich tief hernieder auf die Decke. Dann ein halbunterdrücktes, verzweifeltes Schluchzen.

„Warum hast Du nie das geringste Vertrauen zu mir gehabt, Martha?“ sagte zögernd die Mutter. „Ich habe ja kein Recht, Dir Vorwürfe zu machen, denn ich habe Dir kein besseres Beispiel gegeben, aber Du hättest Dich Deiner Mutter doch anvertrauen können.“

„Weiß es Jasper?“ kam es dumpf aus dem Bette her.

„Ja.“

„O! o!“

Es war beinahe wie das Weinen eines Kindes; und der schöne, halbnackte Körper wurde geschüttelt, wie im Krampf.

„Wer hat es ihm gesagt?“

„Ich sagte es ihm gestern abend, als Du fort warst.“

„Was sagt er?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ich weiß es nicht.“

„O! o!“ Sie bohrte ihren Kopf in die Decke.

„Wo ist er?“

„Er ist in der Stube. Er wartet auf Dich; er will Dich sprechen.“

„Sind die anderen auch drinnen?“

„Ja.“

„Wissen sie es auch?“

„Das glaube ich nicht. Aber Du mußt nun aufstehen, Martha, hörst Du?“

Sie schlug selbst die Decke zurück und half Martha vorsichtig aus dem Bette. Aber diese war wie ein hilfloses Kind. Sie zitterte am ganzen Körper, so daß sie nicht allein ihre Kleider anlegen konnte.

„Sieh, daß Du Dich ein bißchen zusammennimmst,“ sagte die Mutter, während sie ihr half.

Als sie endlich fertig angekleidet war, ihr Haar glatt gestrichen, ihr Kleid geknöpft, führte sie sie zu einem Stuhl und ließ sie sich setzen.

„So, nun komme nur etwas zu Dir selbst. Wenn Du nur versprichst, Dich zu bessern, wird Jasper mit Gottes Hilfe für diesesmal Nachsicht haben. Bleib nun hier; ich will ihn rufen. Er will hier mit Dir sprechen.“

Sie sah Martha nochmals besorgt an; dann führte sie die Hand an ihre Schläfe, als ob eine Erinnerung in ihr aufstiege, und dann ging sie hinaus.

Martha blieb wie leblos sitzen, die Hände im Schoß haltend, marmorweiß, und mit wunderbar tiefen, starren Augen. Aber beim ersten Laut sprang sie auf und laufchte. „Da ist er!“ dachte sie. Und als niemand kam, blieb sie horchend stehen, mit weit offenen Augen, wie ein Tier, das zum Sprung bereit ist.

„Jetzt kommt er!“ sagte sie einmal halblaut, und ihr ganzer Körper war wie ein gespannter Bogenstrang.

Aber als sie nun wirklich die Thür im Vorzimmer öffnen hörte, ergriff sie eilig ihre Schuhe und sprang wie eine Kage durch das offene Fenster hinaus.

Zwei volle Tage und Nächte suchte man nach ihr im Walde, auf dem Grunde des Flusses und im See, aber ohne Erfolg. Da verlautete es, man habe in der Nähe einer Stadt, einige Meilen entfernt, ein junges, blasses Mädchen zusammengekauert am Weggraben sitzen sehen, mit langem, aufgelöstem Haar, die Hände gefaltet um ihre Kniee gelegt. Jedesmal, wenn ein Mann vorübergegangen sei, war sie aufgesprungen und hatte ihn mit ganz verstörtem Gesichtsausdruck aufmerksam angesehen, so daß mehrere mit Grauen vor ihr geslüchtet seien. Und gegen Abend sei sie zum Schmied im Städtchen gegangen und habe mit tiefer, verschämter Verbeugung gefragt, wie weit es noch bis zum Himmelreich sei. Auf alle seine Fragen hatte sie nur eine und dieselbe Antwort gegeben, daß sie ausgegangen sei, um ihren Liebsten zu treffen, der ihr geschrieben habe, daß er dieses Weges kommen würde. Er sei Student, und ihre Hochzeit sei auf Michaelistag.

Der Schmied und seine Frau, die gutherzige Leute waren, hatten Mitleid mit dem armen Kinde und nahmen sich ihrer vorläufig an. Aber in der Nacht war sie aus dem Fenster gesprungen, und am nächsten Morgen fand man ihre Leiche in einem Mühlenbach in der Umgegend.



Margareta.

Von

Juan Valera.

Aus dem Spanischen.

Am Golf Juan, etwa fünfzig Schritte von dem berühmten Olivenbaum, unter dessen Schatten Napoleon, als er von der Insel Elba kam, auf französischem Boden seinen ersten Schlummer hielt, lebte in einer prächtigen, in italienischem Stil erbauten Villa im Jahre 1879 die Familie Cheylan.

Fräulein Margareta Cheylan zählte im Alter von zweiundzwanzig Jahren dreiunddreißig unglückliche Bewerber. Vergessen konnte sie sie nicht, denn zuweilen ging sie mit der Familie, wenn sie abends traulich am Kaminfeuer saß, die ganze Liste durch. Das nannte sie lachend, ihre Liebhaber Revue passiren lassen. Unter denselben waren alle Stände, vom Wohlhabenden bis zum Reichsten vertreten; Großgrundbesitzer, Fabrikanten, Seeleute, Militärs, Advokaten, Aerzte, Künstler und Bankiers. Und die schöne Widerspenstige ließ bei jedem Namen, den die väterlichen Lippen aussprachen, eine höhnische Bemerkung oder eine boshafte Wendung hören, die geeignet war, den unglücklichen Liebeswerber lächerlich zu machen.

Genügend reich, um wählen zu können, war Margareta Cheylan zu stolz, um zu lieben, ohne den Mann ihrer Wahl erprobt zu haben.

Seit einem Monat wohnte im Hotel d'Orient ein vornehmer Fremder, der Marquis José Joaquín de Pimentel-Munilla, führte daselbst ein großartiges Leben und blendete die Bewohner des Golfes Juan durch sein Auftreten und seine Schönheit.

Von großer, schlanker Figur, mit gebräunter Gesichtsfarbe, schwarzen, afrikanischen Augen, wallenden krausen Haaren, lenkte er mit eigener Hand zwei prachtvolle Pferde, die er im Orient auf einer seiner großen Reisen gekauft und auf seinen ausgedehnten Besitzungen in Andalusien in Freiheit aufgezogen hatte. Stets trug er weiße Handschuhe, und sein Haupt beschattete ein Panamahut mit breiter Krämpe, den er direkt aus Amerika bezogen hatte; wer ihn so sah, mußte ihn für einen verkleideten Conquistador halten.

Die widerspruchsvollsten Gerüchte waren in der Gegend über den Charakter, das Alter und die Stellung des spanischen Edelmannes in Umlauf.

Er mochte wohl fünfunddreißig Jahre alt sein.

Einige mit Mühe dem lakonischen Pedro, einem mulattischen Diener, der seine ganze Begleitung bildete, entriessene Worte, erweckten ein geheimnisvolles Bedauern, von dem der Marquis nicht einmal vollständig Kenntniss hatte. Eine unglückliche, hoffnungslose Liebe zu einer verheirateten Frau oder zu einer Dirne, die er nicht zu seiner Maitresse machen wollte; irgend ein düsterer Familienkummer, dem Don José sich glaubte entziehen zu können, indem er sein Vaterland verließ und einen Ministerwechsel benutzte, um sein Schwert zu zerbrechen und den Seedienst zu

quittiren; eins von beiden war gewiß vorhanden, vielleicht sogar beides, wenn man in den dunklen Worten des Dieners zu lesen verstand.

An seinem Reichtum konnte niemand zweifeln. José bewohnte ganz allein ein vollständiges Stockwerk des Hotel d'Orient, wo das Leben doch so kostspielig ist, und in Folge eines besonderen Uebereinkommens hatte er sämtliche Zimmer neu möbliren lassen, und in den Erzählungen der Kammermädchen und Kellner lag die entzückte Bewunderung der feenhaftesten und paradiesischsten Gegenstände, die ihre Augen je gesehen.

*

Alles, was die Kunst des Bijeleurs in dem maurischen und christlichen Spanien geschaffen, alles, was die Damaszirer, die Gerber, die Tapetenwirker an wunderbaren Gegenständen hervorgebracht, hing an den Wänden der Salons, der Zimmer und Kabinette. Die Epoche der Casaconen hatte die Behänge geliefert, die zierlichen Spiegel, die Tabatièren mit den Miniaturbildern, mit Korduans und Granaten besetzt; daneben sah man mit Edelsteinen und Perlen ausgelegte Säbel, auf denen geheimnißvolle Arabesken standen.

Alonzo Cano, Murillo, Ribera, Velasquez, Goya wechselten an den Wänden ab mit Fortuny, Madrazo und der ganzen farbenprächtigen Schule der zeitgenössischen Maler. Fünfzehn oder zwanzig dieser italienischen oder flamländischen Perlen, die anzukaufen unsere Museen zu arm sind, stammten von Michel Angelo, Rafael, Titian, Dürer, van Dyck, van Eyck,

van Ostade, Ruysdael, Rembrandt, Steen, Rubens, Holbein, Teniers. Nicht ein Gemälde eines neueren Klassikers, dagegen eine Kavalleriebrigade von Meissonier, ein Krieger von Gerôme, ein Frauenporträt von Carolos Duran, ein arabischer Reiter von Fromentin, eine Fantasia von Regnault, ein Kinderkopf von Bonnat, eine Bäuerin von Jules Breton, eine Quelle von Henner, ein nacktes Weib von Lefebvre, eine Nymphe im Walde von Corot, der Kopf einer Säuferin von Courbet . . . Endlich, in der Mitte des Salons der schönste Diamant eines wahrhaft königlichen Schatzes, das Werk eines unbekanntenen Malers; — als Unterschrift ein Kreuz, als Datum 1572; eine Magdalena in der Wüste, die unter einem Dornenstrauche schläft und den Blicken des Beschauers einen blutrünstigen, von Geißelhieben mit Striemen bedeckten Körper zeigt. Die Füße sind von den Sträuchern, die am Wege wachsen, zerrissen; schlaff und von Kasteiungen abgemagert hängt der Busen herab, ein Zeugnis in endlosen, schlummerlosen Nächten unterdrückter Wünsche; aber trotz dieses Elends und Abscheus bewahrt sie die volle Anziehungskraft der Wollust, die ganze gefährliche Zauberkraft des Liebesfiebers, die Musik des Blutes, die die spanischen Maler einzig und allein wiederzugeben verstehen, die ganze schmeichelnde Zärtlichkeit der in menschlicher Umarmung sich windenden Sirene. Ein entsetzliches Bild, das jedem Beschauer das Herz zerreißt, gleichzeitig die vom Liebeswahnsinn erfaßte Sappho und eine von den Henkern gepeitschte Märtyrerin, gleich-

zeitig ein Beispiel einer furchtbaren Kenntniß des Lasters und einer strengen asketischen Tugend, ein heidnisches Denkmal und eine Trophäe des christlichen Glaubens, unerklärlich, unvergleichlich und unübertrefflich zugleich.

*

Fräulein Margareta Cheylan hörte von diesem wunderbaren Museum, den seltsamen Gemälden und den anderen Kunstgegenständen erzählen und erfuhr so den Namen, die Existenz und die Lebensweise des sonderbaren Spaniers. Mit jener fagenartigen Gewandtheit, welche die reinsten und keuschesten Evas-töchter besitzen, begriff sie, daß man in ihrem Beisein nichts Näheres erzählen würde, und daß es, um Weiteres zu erfahren, am geratenssten sei, eine vollständige Gleichgiltigkeit zur Schau zu tragen. Sie verließ daher langsam den Salon und horchte, hinter der Thür verborgen, am Schlüßelloch, wie einer der Freunde ihres Vaters eine Beschreibung der Magdalena zum besten gab.

Am nächsten Tage, als sie auf dem Balkon ihres Hauses saß, sah sie zum erstenmale Don José vorbeifahren, der sein prächtiges Gespann selbst lenkte. Im folgenden Monat Juli gab es kein Fräulein von Cheylan mehr, sie hieß Margareta von Pimentel oder vielmehr Rita von Pimentel.

*

An einem der Ausläufer, welche der Golf bildet, erhebt sich auf einer Art Halbinsel oder Vorgebirge

auf dem Wege von Cannes nach Antibes eine in reichem und eigenartigem Stil erbaute Villa.

Am Gitterthore kann der Wanderer in Goldbuchstaben die Worte lesen: „El Beso“. Die Wellen benezen in ihrem Laufe die Felsen, welche den Zufassen des Schlosses einen Schutz gegen die Unwetter gewähren; sie scheinen die kleine Gruppe von Fichtenbäumen zu küssen, die allein noch stehen geblieben ist von der Waldung, welche man, um auf diesem Abhange ein Gebäude zu errichten, niederschlagen mußte. Dort — die beiden kastilianischen Worte sagten es deutlich genug — wohnten Herr und Frau von Pimentel. Der Edelmann hatte alle seine Schätze hierher überführt, und auch hier nahm die Magdalena die Ehrenstelle ein; wußte er doch, daß er ihr erst die Neugier und sodann die Liebe Margaretas verdankte.

*

Kurze Zeit nach ihrer Hochzeit verwandelte sich die glühende, romanhafte, nur von der Scham niedergehaltene Liebe in vollkommenste, tödtlichste Gleichgiltigkeit. Bis dahin hatte sie den Marquis immer mit einer Art Heiligenschein gesehen, der ihn vergrößerte und verschönte; war dieser Glanz einmal geschwunden, so mußte er, mochte er auch noch so vollkommen sein, in ihren Augen klein und gering erscheinen, um so mehr, da er seine Rolle als Romanheld nicht weiter spielen konnte. Allzu früh hatte er in seinem Liebeswahn allen ihren Wünschen nachgegeben, und Margareta — die auf die ihr eingeräumte Macht stolz

gewesen wäre, hätte man sie ihr streitig gemacht — wurde derselben rasch müde, sobald sie ihrer sicher war. Einige kleine Fehler, die er in seiner allzu großen Zärtlichkeit beging, machten das Unglück noch schlimmer; er glaubte sich geliebt und vertraute nicht nur auf ihre Schönheit und ihren Geist, sondern auch auf ihre Liebe, die doch für einen andern glühte.

In der für sie erbauten und mit einer von liebevollster Zärtlichkeit zeugenden Sorgfalt ausgestatteten Villa lebten sie mehrere Monate für sich allein. Seine Umarmungen, seine Liebeskosen, seine Schmeicheln, die ihr zuerst gleichgiltig gewesen, wurden ihr zuletzt widerlich; im Ueberchwang seiner Leidenschaft hätte er sich selbst bis zu flehentlichen Bitten erniedrigt, aber Margareta, die zu stolz war, wollte nicht einmal den Anschein erwecken, als beklage sie sich und empfinde ein Bedauern, und wagte daher nicht, sich seinen Liebeskosen zu entziehen.

*

Die Phantasie der jungen Frau, welche nach einem neuen Ideale suchte, blieb, wie es oft geschieht, auf einem unbedeutenden, blonden jungen Manne haften, der Don José in keiner Weise glich. André liebte sie gewiß aufrichtig; ihre strahlende blonde Schönheit errang ihr ja alle Herzen. Der Marquis, welcher sein junges Weibchen beständig zu erfreuen gedachte und außerdem blind wie alle betrogenen Ehemänner war, dachte nicht daran, Rita zu überwachen. Die Geschichte dieses Ehebruchs war dieselbe wie in ähnlichen Fällen. Die beiden Liebenden schwuren sich

keine Liebe, es handelte sich einzig und allein um eine felsenfeste Freundschaft. Allerdings waren Andrés Träume nicht frei von verbotenen sinnlichen Gelüsten. Margareta dagegen, mochten ihre geheimen Wünsche auch sein, wie sie wollten, wünschte nur seine treue Zuneigung; nichts destoweniger war sie eines Tages fast unbewußt seine Geliebte geworden; beide hatten sich von ihrer Sinnlichkeit, die eine Freundschaft zwischen Leuten desselben Alters und verschiedenen Geschlechtes unweigerlich ausschließt, überrumpeln lassen.

*

Als sie einmal von der Sünde gekostet, konnte sie die verbotene Frucht nicht missen; dann flehte sie ihn an, sie zu entführen, sie der Tyrannei dieser ihr lästigen Zärtlichkeit zu entreißen. Er fürchtete den Skandal, beruhigte ihre Gewissensbisse und bewog sie zu einer häßlichen Komödie. Jede Bewegung an ihnen offenbarte ihre Schuld: ihre Blicke, ihre Gesten, ihre Verlegenheit, ihre Bemühungen, aufrichtig zu erscheinen. Drei Tage nach Ritas Fall schöpfte der Edelmann den ersten Argwohn. Lange Zeit arbeitete das Gift in seinen Adern. Er mißtraute, vermutete, dann glaubte er wieder, sichere Beweise ihrer Schuld gefunden zu haben. Es verfloß ein Monat der Qual und des Leidens; dann sah er klar.

Eines Tages betrat er Andrés Wohnung, um ihm einen Gegenstand zu zeigen, den er seiner Gattin aus Cannes mitgebracht; eine hübsche venetianische Geheimkassette, ein kleines Wunderwerk. Hinter der halb

niedergelassenen Jalousie sah er im Schatten von Andrés Salon zwei Gestalten, die sich umschlungen hielten, und die er beide erkannte.

Ein Pimentel erlitt nach dem Aufstande der Comuneros, zu deren Führern er gehört hatte, mit Padilla die Martern der Inquisition und starb, ohne eine Klage auszustößen; ein anderer Pimentel, der Vater seines Vaters, starb unter den Bajonettstößen der Soldaten Murats, ohne das von der Junta seiner Obhut anvertraute Waffen-Arsenal zu übergeben. Niemals hat ein Pimentel es sich gestattet, vor der Gefahr zu schwanken, und hier war Gefahr im Verzuge, nicht für ihn — denn was fürchtete er jetzt noch, da ja alles verloren war — nein, für die Ehre seines Namens, die er bis zu seinem Tode rein erhalten mußte.

Er trat auf das Haus zu, zog heftig die Glocke, und bevor man ihm öffnete, war sein Entschluß gefaßt.

„Wirklich, mein Lieber,“ rief er in zugleich ernstem und spöttischem Tone, der André in noch größere Bestürzung versetzte, „ich glaube wirklich, man überrascht Sie bei einem zärtlichen Stelldichein.“

Eine Maus, die sich in den Krallen der Katze windet, konnte keine größere Angst ausstehen, als André. Und doch hatte der Marquis gar nicht die Absicht, den Verräter an jenem Tage zu töten; es gab ja so viele bessere Gelegenheiten, um so mehr, da man in jeder Woche mehreremal zusammen in einer Rußschale auf das Meer hinausfuhr. Uebrigens fragte sich der Marquis beim Anblick seines lächer-

lichen Nebenbuhlers, ob ein solcher Wicht wert sei, von seiner Hand zu fallen, und ob der Mulatte nicht diese gemeine Arbeit ebenfalls ausführen könne.

Mit zwei Worten erklärte er den Grund seines Besuches, ließ die geheimen Federn der Kassetten spielen und setzte sich einen Augenblick neben ein Taschentuch, das er mit seiner Reitpeitsche zerfetzte: auf der Spitze bemerkte er ein wohlbekanntes M; hätte noch ein Beweis gefehlt, dieser mußte ihn überzeugen.

„Ich habe Eile und verlasse Sie jetzt; auf baldiges Wiedersehen, mein Lieber,“ fuhr er mit sarkastischer Stimme fort und erhob sich, nachdem er einige Bemerkungen über das mitgebrachte Kästchen gemacht. „Ich will die Marquise mit diesem Geschenk überraschen, falls sie noch bei ihren Eltern ist; sonst werde ich es ihr morgen beim Frühstück überreichen. Sie begleiten mich? Nein? Das Leben ist kurz; Sie wissen es wenigstens zu genießen. Aber ich bin verschwiegen, mein schöner Freund, verschwiegen wie das Grab. Also auf Wiedersehen, und zürnen Sie mir nicht wegen meines Besuches.“

Er reichte André die Hand, ohne daß eine Muskel seines Gesichtes unter dem entsetzlichen Zwange, den er sich anthat, zuckte.

„Auf morgen,“ seufzte er, sobald er die Thüre geschlossen, als wolle er sich zur Geduld und zur Verstellung mahnen.

Als Margareta sich an jenem Abend allein auskleidete, denn die Kammerfrau hatte sie fortgeschickt, weil deren Dienst ihr nicht notwendig erschien, fühlte sie sich plötzlich von einem unbefieglichen Schrecken ergriffen. Wenn er wüßte! Wenn er argwöhnte! Aber er wußte ja nichts, er wußte gar nichts! Und bei jedem Geräusch am Getäfel, bei jedem Knarren der Thür schlug ihr Herz.

Wenn er wüßte, wenn er argwöhnte! Dann war es besser, in sein Zimmer zu laufen, ihm alles zu sagen, ihm einen seiner malayischen Dolche oder einen seiner arragonischen Navajas zu reichen und den Todesstoß mit geschlossenen Augen zu erwarten. Wenigstens wäre alles früher zu Ende, sie brauchte nicht mehr diesen Schrecken der Erwartung, diesen Todeskampf eines Lebens voller Furcht und Entsetzen, diese ewigen Qualen auszustehen.

Warum hatte er sie nicht getötet, warum hatte er sie nicht in weite Länder entführt, wo sie sicher war vor der Rache ihres Gatten? Warum verdamnte er sie zu diesem alltäglichen geheimen Ehebruch?

O, alles ihm sagen können und sterben! Seine Schmach ihm ins Gesicht schleudern, seinen Zorn, seine Wut erregen, die Bestie in ihm reizen und sich nicht mehr zwingen zu müssen zu jener Heuchelei, jenen Ränken, zu denen ihr Stolz sich erniedrigt hatte.

Sich zu töten, daran dachte sie nicht; sie wußte, daß sie zu schwach war; sie erkannte ihre Kleinherzigkeit; aber warum töteten André oder er sie nicht? André, den sie verachtete, seitdem sie den elenden

Komödianten von heute nachmittag in ihm erkannt, den sie trotz ihrer Verachtung liebte, an den sie sich durch ihr Verbrechen ebenso gefesselt fühlte wie an Pimentel durch den Namen, den sie trug, durch die ersten ersehnten und dann erduldeten Liebfosungen, die bittern Enttäuschungen, die in ihr die Liebe begraben hatten.

Jetzt lehnte sie sich an die Wand, bevor sie die Thür verriegelte; ihre Hand zitterte, als sie die Portiere zurückschlug. Von einem eisigen Schrecken fühlte sie sich nach und nach gelähmt. Sie wich zurück, als wolle sie diese Empfindung abschütteln. Ihre Hand, die auf den Möbeln herumirrte, fiel auf einen Gegenstand, den sie näher ins Auge faßte: es war ein Gesangbuch.

Wenn sie eine Seite lesen könnte, vielleicht fände sie die Kraft, sich zu töten oder allein zu fliehen; vielleicht könnte sie sich von der Feigheit mit Hilfe des Wunsches, ihre bejammernswerte Vergangenheit wieder zu erlangen, frei machen. Wie, ihre Vergangenheit? Und die entseßliche Gegenwart? . . . Unglücklicherweise schlug sie das Buch gerade bei dem Gebet auf, mit dem ihre Ehe eingeseget wurde . . . Sie las, sie konnte sich nicht enthalten zu lesen, wider ihren Willen mußte sie lesen . . . Was hatte sie mit den Tugenden der Gattin angefangen? Wäre sie treu gewesen, sie hätte sich eines langen Lebens erfreuen können wie Sarah, und sie war doch erst sechsundzwanzig Jahre . . . Und jene feilen Weiber, die sie verachtete, sie waren besser als sie; sie verkauften einen

Körper, der ihnen allein gehörte, und sie hatte das ihrer Obhut anvertraute Gut besudelt und die Ehre und das Glück ihres Mannes verraten. Sie schauderte vor sich selbst, daß sie so tief gesunken war. Wer sollte sie retten? Wer sollte sie von diesen furchtbaren Qualen befreien?

Das heruntergebrannte Licht flackerte und war dem Erlöschen nahe . . . Draußen dämmerte langsam der Tag, und der Gesang der die Terrassen bespülenden Fluten, ihr harmonisches Murmeln begrüßte den neuen Morgen. Sie öffnete das Fenster, schloß es wieder, trat an den Spiegel, nahm die venetianische Kassette und betrachtete sie mit verworrenen Blicken. Dann erschien plötzlich wieder ihr sonniges Lächeln.

War sie nicht wahnsinnig? Was wußte er denn von ihrem Fehltritt? Durch das Geschenk dieser Kassette hatte er ihr ja noch eben einen Beweis seiner Liebe gegeben. Und unter ihrer matten Blässe floß ein Strom heißen Blutes in ihr Gesicht und erwärmte ihre Hände und ihre nackten Schultern. Dann fühlte sie wieder ein Frösteln. Jetzt fürchtete sie sich nicht mehr vor dem Leben. Sie erinnerte sich, daß sie nur leicht bekleidet war . . . sie fürchtete sich vor dem Tode.

Sie mußte leben, André entfernen, ihren Fehltritt wieder gut machen, ohne ihn zu gestehen. Vielleicht gab es auch für sie noch ein Glück. Vielleicht konnte sie ihre Sünden vergessen. Gewiß noch war nicht alles verloren; sie war sechsundzwanzig Jahre, sie wollte schön und Mutter sein . . . sie wollte leben.

Jetzt war es schon heller Tag. In eine kokette Toilette gekleidet, wollte sie den Kampf wieder aufnehmen, sein Herz wieder erobern, falls er mißtraute, — seine Eifersucht einschläfern, falls er Argwohn geschöpft ... Sie war gerettet ... Alles war vorbei. Sie wollte Weib, wollte Mutter sein, und was sie gewollt, hatte sie auch stets erreicht.

Noch immer sang die Woge ihr einschläferndes Klage lied; der leichte Morgenwind summt leise in den Fichten, und der herbe Duft der Blätter drang durch die Fenster ins Zimmer ... Am fernen azurnen Himmel breitete eine Fischerbarke ihre Segel aus ... Friede herrschte jetzt wieder auf der Erde, wie in ihrem Herzen.

*

Inzwischen lag Don José in tiefem Schlummer, aber aus einem entforkten Flacon rollten einige Opiumtropfen auf den Teppich seines Schlafgemaches.

*

Seit ihrer Heirat waren Herr und Frau von Bimentel bei Tische miteinander allein. Hatte Pedro, der Mulatte, abgedeckt, so entfernte er sich und kam erst auf einen gellenden Pfiff seines Herrn wieder.

Margareta, auf deren Wangen noch die Angst der Nacht lag, beendigte schnell ihr Mahl und trank aus einem geschliffenen Kristallgase einige Tropfen Rosoliwein, der in Andalusien auf der Besizung des Marquis gezogen wurde. José, der heute etwas einsilbig erschien, schwieg seit einigen Minuten; dann

wandte er sich plötzlich zu ihr und sagte mit anmutiger Handbewegung:

„Es ist vielleicht recht unhöflich von mir, Madame, daß ich in Ihrer Gegenwart Träumereien nachhänge. Das Abenteuer, an das ich dachte, kann mich allein für dieses Außerachtlassen jeder Galanterie entschuldigen. Es ist die Geschichte eines meiner Freunde; sie ist kaum einen Monat alt, und aus diesem Grunde werden Sie vielleicht einiges Interesse an ihr finden.

„Dieser Freund verheiratete sich erst spät, nachdem er lange Zeit eine verheiratete Frau geliebt, die seine Maitresse geworden war. Die Ehre seines Hauses, die nie durch die kleinste Schuld besleckt worden, und der Fehltritt, an dem er mitschuldig war, und den nur der verblendete Gatte der Dame nicht kannte, verbot es ihm, dem Weibe, das ihm alles geopfert, seinen Namen zu geben. Später, als diese Frau in Schmerzen und Reue gestorben war, vergaß er und wurde hart für diese Vergeßlichkeit gestraft.

„Ich bitte Sie, Madame, hören Sie diese Erzählung ohne Erröten. Ihre Diener wissen, daß Sie ein Recht haben, die Stirne hoch zu tragen.“

Margareta erblaßte bei den Pfeilen seiner spöttischen Worte.

„Eines Tages reiste mein Freund in die benachbarte Stadt, und um Mitternacht stand sein Haus in Flammen. Louijata und der Geliebte, die doppelt eingeschlossen waren, röchelten in dem brennenden Gemache, in dem sie die Ehre des Edelmanns geschändet. Als man am nächsten Tage die beiden

verbrannten Leichen fand, ahnte man trotz der anscheinenden Verzweiflung des Gatten das graue Geheimnis, welches dieser Brand in seinen Rauchwolken verbarg. Aber die Justiz war verschwiegen.

„Ich bitte, Madame, warten Sie das Ende meiner Erzählung ab, und gestatten Sie, daß ich Sie noch einige Minuten damit belästige.“

Margareta hatte sich in der That erhoben, ihr Auge blickte starr, und ihr Gesicht überzog eine leichenhafte Blässe; ihr Haar löste sich bei der raschen Bewegung, fiel auf ihre Schultern und umgab ihr blutloses Antlitz wie mit einem goldenen Rahmen.

„Am andern Tage lobte man in Cannes sein Verfahren, andere spöttelten über den Edelmann. Ich erinnere mich, daß ich seinerzeit geantwortet habe, und zwar im Beisein Andrés, der die Richtigkeit meines Gedächtnisses bestätigen kann: ‚Unser Freund hat vielleicht recht gethan, aber es gab noch ein besseres Mittel, und eine Pimentel zum Beispiel kann nicht sterben, wie eine Santa-Cruz stirbt.‘ Wenn ich, was Gott verhüten möge, eines Tages zum Othello zu werden Anlaß hätte, würde ich zu der Verräterin sagen: ‚Madame, Ihre Terrasse ist auf Felsen gebaut, und unter dieser Terrasse fließt das Meer. Ich gehe auf zwei Stunden fort, und wenn ich wiederkehre, wird ein Unglück geschehen sein.‘“

Bis dahin hatte sein gesenkter Blick, welcher mit fieberhafter Glut auf den vor ihm stehenden Teller gestarrt, sie nicht angesehen; plötzlich warf er die schwarzen Locken zurück, durchbohrte sie mit seinen

Blicken und sprach: „Was halten Sie von dieser Geschichte, Madame?“

Bleich und aufrecht hatte Margareta diese Anspielungen mit dem Opfermut des Lammes, das den Todesstoß von dem Schlächter erwartet, erduldet. Die Frage brachte sie wieder zu sich und gab ihr ihren Stolz zurück.

„So theatralisch Ihre Geschichten auch klingen, mein Herr, so finden sie doch stets bei mir ein offenes und geneigtes Ohr; ich weiß, was ich Ihnen schulde, und werde Ihre Geschichte zu beherzigen wissen.“

Jetzt erblaßte er und richtete sich hoch empor, dann machte er eine tiefe Verbeugung vor ihr. In seinem Auge glänzten gleichzeitig die Grausamkeit der Bestalin und das Mitleid des Soldaten für den besiegten Gefangenen.

„Leben Sie wohl, Madame“ — und der Rächer seiner Ehre wankte aus dem Gemache.

*

Er war fort . . . zwei Stunden . . . zwei Stunden, um zu sterben. Warum nicht sogleich? Der Augenblick war günstig. Mit zögernder Hand klingelte sie und verlangte Hut und Mantille; als der Befehl gegeben war, schwankte sie wieder.

Es schien, als raune ihr das Tiktack der Wanduhr in die Ohren: „Sechszundzwanzig Jahre, sechszundzwanzig Jahre, sechszundzwanzig Jahre.“

Wie hatte er mit ihr zu sprechen gewußt, als er sie liebte, wie sprach er mit ihr, da er sie richtete?

Warum hatte sie nicht ihren Stolz gezähmt? Ja, er war das geträumte Ideal, die lebende Verkörperung ihrer jungfräulichen Wünsche. Warum hatte er ihr erst jetzt seine ganze Kraft, sein ganzes Können gezeigt? Sie verlangte ja nichts weiter, als besiegt zu werden, und da er nicht zu siegen verstanden, so hatte sie ihm einen André vorgezogen, diese blasse Boulevardpuppe, die noch gestern nicht gewagt hatte, sie zu töten und ihr so die Scham dieses Tages zu ersparen . . .

Die Minuten verstrichen . . . sie durfte nicht länger zögern. Fliehen? . . . Er hatte jedenfalls nicht daran gedacht, daß sie fliehen könnte . . . sich verbergen, schreien? Aber Frau von Pimentel dachte nicht an solche Feigheit.

Sterben, sterben, sie mußte ja sterben! Sie durchschritt den großen Salon, ohne um sich zu blicken, damit sie nichts mehr ans Leben ketten könne; sie stieg die Stufen der Terrasse herab, näherte sich dem Belvedere, aber dort blieb sie unwillkürlich stehen, blickte zu ihren Füßen nieder und wich zurück; es war entsetzlich, aber es mußte ja sein. Zwei Stunden, zwei Stunden, hatte er gesagt, „es wird nur ein Unglück geschehen sein.“ Aber wenn sie nicht starb, sondern verstümmelt und entstellt leben blieb . . . nein, das konnte nicht sein, das durfte nicht sein! Zitternd und bebend trat sie rasch auf die Terrasse und in den Salon zurück.

Ihr gegenüber hing die Magdalena vom vollen und hell hereinbrechenden Sonnenlicht beleuchtet an der Wand. Erbarmen! was würde aus ihr werden?

Eine häßliche Masse, ein entstellter Fleischklumpen. Sterben, ja, aber nur nicht so! Wenn sie doch noch seine Verzeihung erlangen könnte?

Immer schneller lief der Zeiger auf dem Zifferblatt. O Entsetzen, Entsetzen! Das Glück besessen haben, es verscherzen, alle Wonnen, alle Genüsse, alle Freuden dieser Welt gekannt zu haben und so aus ihr zu scheiden! Aber es mußte ja sein!

Wieder ging sie auf die Terrasse, maß ihre Länge und warf einen Blick auf die Felsen. Die Uhr schlug, die unerbittliche Uhr, noch einen Augenblick! Nein, nicht länger zögern, er würde glauben, sie hätte Furcht gehabt. Eine Pimentel, eine Cheylan sollte Furcht haben? André, André, erbärmlicher André, nichts, nichts, nichts!

Und mit geschlossenen Augen beugte sie sich über den Abgrund und stürzte hinab.

Entsetzlich klang ihr herzerreißender, schluchzender, grausamer, unmenschlicher Schrei.

Als die Bedienten auf die Terrasse kamen, hatte sie bereits ausgerungen ... „Wie eine in Blut schwimmende Beere sah sie aus,“ meinte später einer der Stallknechte.

*

Die Aerzte gaben ihr Urteil ab, es war ein Unfall, daran war nicht zu zweifeln. Warum sollte sie sich denn selbst den Tod gegeben haben? ... Eine Stunde später kam der Gatte zurück. Bei den ersten Worten fiel er schwer und dumpf auf den Teppich des Besti-

buls nieder. Schon sind die gesetzlichen Forderungen erfüllt und die Eltern benachrichtigt . . .

Der ganze Golf Juan läuft zusammen, man erkundigt sich, man will den Schauplatz des Unglücks sehen. Wie es geschehen, kann niemand sagen . . . Kein Stein hat sich losgelöst. Keine Spur, daß sie ausgeglitten. Jedenfalls eine Geistesstörung, eine Wahnvorstellung. Man hat sorgsam den Körper Margaretas aufgelesen. Arme Rita, sie sieht noch entsetzlicher aus, als sie es ahnte. Die Magdalena strahlt und glänzt an ihrer alten Stelle. Das Totenbett steht unter dem Bilde, der Priester betet am Kopfende . . . Die Familie ist in den anderen Räumen, niemand hatte den Anblick ertragen können. Man hat die Mutter mit Gewalt fortgerissen, die vergeblich unter diesen entstellten Fleisch- und Knochenhaufen die Hand ihrer Tochter suchte. Die Ueberbleibsel der Ringe liegen auf dem Kamin zum ewigen Andenken für den Gatten. Der Priester stimmt mit leiser Stimme das Dies irae an.

*

Am Thore staut sich die neugierige, geschwähige Menge.

Was ist denn geschehen?

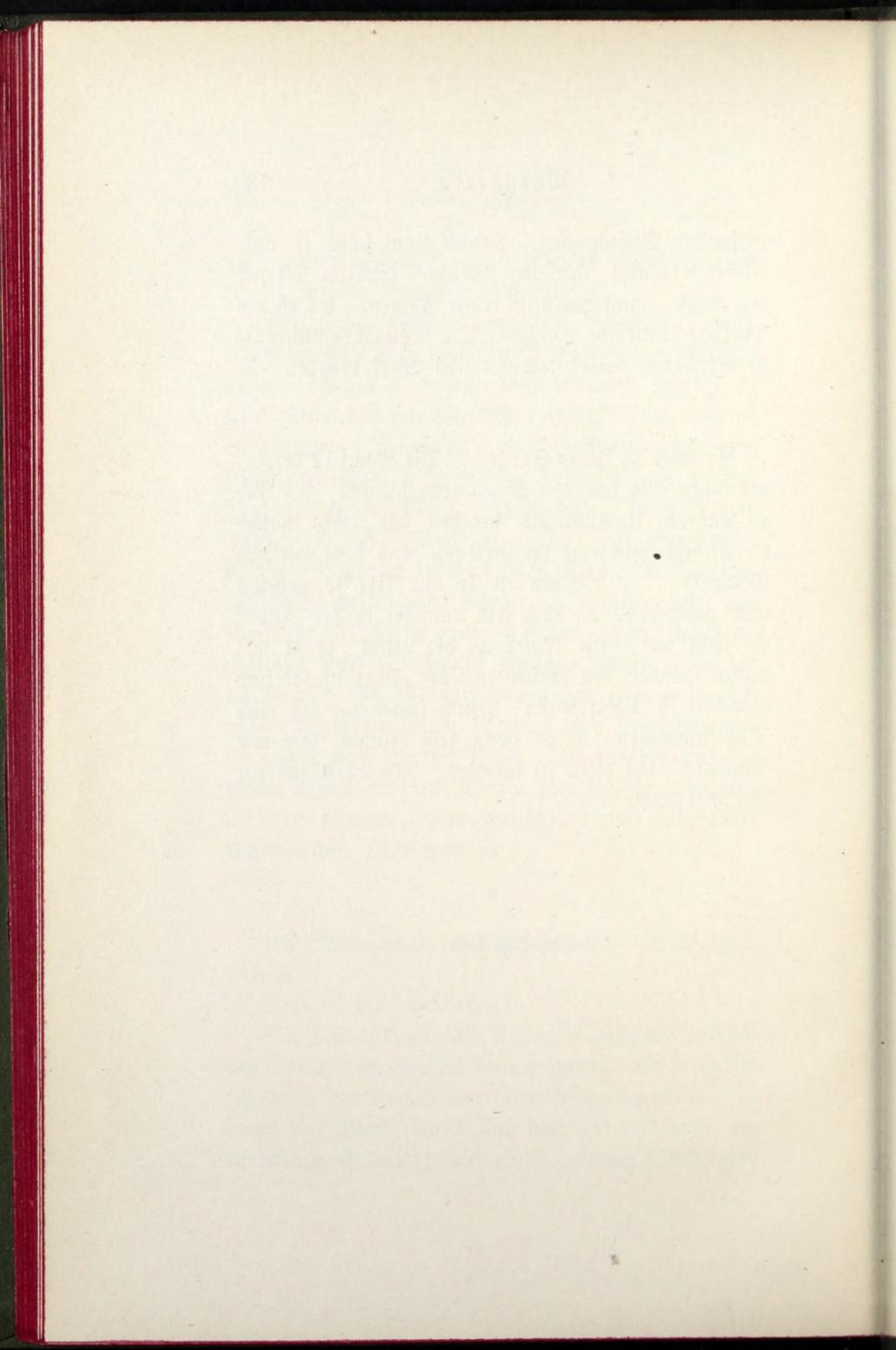
Im Galopp kommt ein Reiter, die Cigarre zwischen den Lippen, von Antibes herangesprengt. Er erkundigt sich nach der Ursache der Menschenansammlung, da scheut sein Pferd, bäumt sich hoch auf und wirft ihn in wildem Schwunge auf einen zwanzig Schritt weit

entfernten Steinhausen. Keinen Laut stößt er aus. Entsetzen lagert über der Menge. Endlich löst sich die Angst, man murmelt einen Namen. Es ist ein Pariser, André de Boulgis. Die Rache des Marquis ist befriedigt, der Zufall hat sein Werk beendet.

*

Er kniet an ihrem Sarge . . . Die Nacht ist herein-
gebrochen und hat den Priester verscheucht, der sich
zu anderen Unglücklichen begeben hat. Ein mattes
Kerzenlicht schimmert im Gemache und fällt auf den
Marquis . . . Warum ist er nur jetzt so gebeugt
und gebrochen, da doch kein Lauscher in der Nähe?
Er steht auf, tritt schnell an die Leiche, preßt mit
beiden Händen den entstellten Kopf, kniet nieder und
murmelt in leisem Fluß: „Zum letztenmal laß mich
Dich umarmen, Rita, denn jetzt braucht José von
Pimentel nicht mehr zu fürchten, daß man ihn der
Feigheit zeihet.“





Das ewige Fieber.

Von

Sándor Bródy.

Aus dem Ungarischen.

Zwei Augenpaare blitzten einander entgegen. Das eine groß und hellgrau, das andere schwarz wie getropftes Blei und klein wie Heidelbeeren.

„Schöne Augen!“ dachten beide, der Mann und das Weib.

Mehr vermochten sie voneinander nicht zu erkennen. Der Hof war auch bei Tag nicht besonders hell und jetzt, zur Tagesneige, die reine Finsternis.

„Was will die Frau dahier?“ fragte der Mann den Hausbesorger.

„Sie ist hier eingezogen und kam gegen Abend, damit man nicht sehe, wie wenig Fahrnis sie besitzt. Sie wird im Hintergebäude bei den Bondaschen wohnen . . . mit ihrer Tochter; sie sagt, sie sei Schauspielerin.“

Gegen Abend, als der Hausbesorger der angeblichen Schauspielerin den Meldezettel brachte, wandte sich diese mit der Unbefangenheit einer Provinzdame an ihn:

„Wer ist der blonde junge Mann? . . . Er schaute den ganzen Nachmittag zum Fenster heraus.“

„Jrgend ein Jurist . . . kein sehr lebhafter Mensch; er ist den ganzen Tag zu Hause und sitzt oder liegt fast immer einsam auf dem Divan.“

Ein Nußbaum, zwei kleinere Kastanienbäume und einige Zwergakazien mit rosenroten Blüten befanden sich im Hofe, weshalb alle, die in diesem Hausüberbleibsel des alten Pest wohnten, denselben „Garten“ nannten. Die meisten Fenster öffneten sich da herein und blieben zuweilen den ganzen Tag offen.

Denn um diese Jahreszeit versetzt die erste Sommerglut die dumpfige Luft der kleineren Wohnungen der Hauptstadt in gärende Bewegung. So mag denn also der Baumdunst in dem Stadtteil der „Ratenzahlungen“ seinen Einzug halten und so sei denn dies winzige Partikelfchen der freien Natur begrüßt: diese acht Stück weißblättriger, weißblütiger Bäume!

Zur Abendzeit saß das ganze Haus da draußen. Das Gas war auch schon abgedreht, es war dunkel, nur die Augenpaare glänzten, und hie und da leuchtete ein hieher verirrtcs excentrisches Johanniskäferchen im kümmerlichen Grase. Allein die großen grauen und die kleinen schwarzen Augen waren nirgends sichtbar. Mit geschlossenen Augenlidern lagen sie in ihren Betten: der Mann und die Frau. Eine gemauerte Wand trennte sie von einander, doch das erste Zueinanderblitzen ihrer Blicke hatte sie fester verbunden, als wenn sie stets beisammen wären.

„Wie sanft und wie jung er ist . . . und sein Haar ist blond . . .“ dachte die Frau bei sich.

„Sie ist Schauspielerin, sie mag viel gelitten und viele Enttäuschungen erlebt haben . . .“

Bei Tage, während sie einander vom Hause ab-

wesend wußten, gingen sie an den Fenstern ihrer gegenseitigen Wohnungen vorüber.

„Ida Kovács, Mitglied der Hofoper,“ las der Mann an der Thüre der Frau.

„Herr Béla Borza!“ rief der Briefträger zum Fenster des jungen Mannes hinein, als die Schauspielerin an demselben eben vorbeiging.

Ida Kovács und Béla Borza hatten sich am ersten Juni zum erstenmal gesehen und den ganzen Monat hindurch kein einziges Wort miteinander gewechselt, allein die ganze Zeit über hatten sie kaum an anderes als aneinander gedacht.

*

Im Juli hätte der junge Mann nach Hause reisen sollen, doch da er bei irgend einer Eisenbahn eine Kanzlistenstelle erhielt, blieb er droben in der Hauptstadt. Von da an lag er weniger auf dem Divan, war seltener daheim, kam aber immer zeitig nach Hause.

Einmal verspätete er sich dennoch; es war schon nahe an Mitternacht, als er am Thore läutete. Zwei Minuten verflossen, der Hausbesorger kam nicht, doch sah er auf einmal die Schauspielerin daher kommen.

Sie begrüßten sich.

„Beliebten Sie schon zu läuten?“ fragte die Frau.

„Ja, aber er kommt nicht.“

Fast eine Viertelstunde standen sie so nebeneinander, bis Ida Kovács — zur Straße hinaus gewendet und gleichsam, als ob sie mit sich selber spräche — begann:

„Wie hübsch wäre es, herumzuschlendern . . .“

„Ja, die Straßen zu durchstreifen, den ganzen Stadtteil.“

Nun betrachteten schon beide den Himmel, und es mochte ihnen wohl kaum mehr einfallen, warum sie hier standen. Béla Borza fiel dies zuerst ein:

„Warum stehen wir auch da?“

„Das ist wahr, es ist ohnehin vergebens, der Alte ist wohl gestorben oder tief verschlafen. Vielleicht . . .“

„Gehen wir, machen wir einen Gang, wenn es Ihnen, gnädige Frau —“

„Ich wollte Sie eben darum ersuchen.“

Sie gingen in die dunklen Straßen hinein, sie schritten leise dahin und sprachen kein Wort. Beide dachten, daß sie sich die erste Begegnung nicht so vorgestellt hatten. Beide hatten schon in Gedanken darüber gesonnen, was sie einander Rührendes, Interessantes sagen würden, so daß ihre Herzen sich darauf sofort in heißer Freundschaft vereinigen sollten. Allein die aus wirklichen und eingebildeten Wahrheiten zusammengesponnenen schönen Reden zerrissen, ihre Lippen stockten nach den ersten paar Worten. „Was ist das?“ fragten sich beide; doch aneinander wagten sie nur alltägliche Fragen zu richten, wie etwa:

„Hat das heutige Stück lange gedauert?“

„Sind Sie wirklich ein Gyulaer? Geistirt der schöne Schloßpark noch? Ich ging nach der Probe sehr oft mit Kelechenyi dort spazieren; o, wie viele angenehme Vormittage haben wir dort verbracht!“

„Die Kleine ist schon groß, weshalb heißt sie Klona?“

Sie gelangten in eine unbekannte, seltsam benannte kleine Gasse. Sie hatten die Empfindung, als ob die Luft der Hauptstadt nachts besonders erfrischend wäre.

„Schauen Sie, wie rein die Luft ist!“ sagte die Frau und wies auf das Opernhaus, an dem sich Licht und Schatten so scharf absonderten, wie an einem Dorfhaufe in einer hellen Mondnacht.

Dieser Stadtteil, der von ihrer Wohnung ziemlich weit entfernt war, brachte sie einander näher. Die Schauspielerin deutete da und dort auf ein Fenster.

„Hier wohnt Eta Szervánszki . . . da Regine Szabo . . . dort Szidi Weizer . . . meine Kolleginnen.“

„Worin?“

„Im Chor. Dort, wo der künstlerische Ehrgeiz sein traurigstes Grab findet. Es sind lebendige Tote, die weder sterben noch auferstehen können.“

Das Herz des jungen Mannes wurde gepreßt; Ida Kovács fuhr fort:

„Mädchen, die Talent haben, aber keine Schönheit; die schön und talentirt sind, jedoch ihre Schönheit nicht feilbieten; verkommene Provinz-Primadonnen, verarmte Damen von Stand, die noch vor kurzem ihre Lehrer mit Gold bezahlten, all diese wohnen hier herum in Monatszimmern oder Monatsbetten, manche auch mit wenig Ehre in großen Wohnungen; manche wieder in einem kleinen Winkel mit vielen Kindern.“

„Und Sie?“

„Ich — Sie wissen — wohne nicht hier, bin jedoch auch eine verkommene Primadonna. Man betete mich in der Provinz an, richtete mich in der Provinz zu Grunde, und ich kam hieher, um in der Hauptstadt zu sterben.“

Sie blieben an einer Straßenecke stehen. Ueber ihren Häuptern brannte eine Lampe, bei deren Licht sie einander gut zu sehen vermeinten.

Die großen grauen Augen blickten Ida Kovács mit folgendem Ausdruck an:

„Leiden und Entschlossenheit umfließen diese königliche Gestalt.“

Das kleine schwarze Augenpaar hingegen setzte das, was es an dem andern sah, sogleich in Gefühle um:

„O, der süße Mensch, er fühlt mit mir, endlich ein Mann . . .“ dachte sie.

Und sie standen einander gegenüber. Die große schwarze Frau mit der starken Stirne; früher ein grazioses, hochgewachsenes Mädchen, — nun ausgebrannt; einstmals — vielleicht sogar noch vor zehn Jahren — weiß Gott wie reizend, jetzt aber nur eine Ruine. Dann der Mann, klein, zart gebaut, kaum älter als einundzwanzig Jahre. Und sie faßten einander nicht bei den Händen. Die Frau sprach:

„Erzählen Sie etwas von sich!“

„Was?“

„Alles.“

„Wie wohl thäte es mir, mich mitzuteilen; ich habe

ohnehin niemand, und muß sonst ersticken in meiner Verschlossenheit; früher liebte ich es so; ich liebte es, ein anderer zu sein als die übrigen; ich las, unterhielt mich mit meinen Büchern, befreundete mich mit Phantasiegestalten, war verliebt in Beatrice, betete die blonde Heldin der Cypressen, Lady Anna, an; Hugos Frauengestalten, die stolzen französischen Fräuleins — ich kenne sie alle von der Bühne her — die aufopferungsvollen Mädchen Jókais; früher einmal . . .“

„Und jetzt?“

„Auch jetzt bin ich bei ihnen. Wenn ich meine Arbeit beendigt habe — schließe ich die Augen und beschäftige mich mit ihnen. Ich suche sie überall, suche sie auf der Straße, wenn ich ausgehe.“

„Fanden Sie sie?“

„Nein. Und dennoch existiren sie, ich fühle es, allein ob ich sie jemals finden, ob ich sie erfassen werde?“

Der schwarze Nachthimmel war inzwischen dunkelblau geworden: es dämmerte. Die sich öffnenden Hausthore knirschten und knarrten. Aus den benachbarten Gassen klangen die klatschenden Schritte der Bäckerburschen herüber.

„Existirt nicht unter Ihren Gestalten eine Frau, die nie so schlecht gewesen, daß sie nicht ein wenig Liebe verdiente, und welcher Sie im stande wären, ein nachsichtiger Freund zu sein?“

„Es gibt solche. Nicht wenige, in Büchern — und im Leben.“

„Im Leben?“

„Sie.“

Sie waren zu der Straße zurückgelangt, in der sie wohnten. Man sah sogar schon ihr kleines gelbes Wohnhaus, an dessen Front sie das Aushängeschild des Schlossers, den großen vergoldeten Schlüssel, schon ganz deutlich wahrnehmen konnten.

Sie wurden ein wenig betreten. Es schmerzte sie, daß dieser Spaziergang sowie ihre einander rücksichtslos gemachten Selbsteröffnungen nun — wenigstens vorläufig — ein Ende nahmen. Und sie fühlten, daß auf der ganzen Welt nur sie beide ihre gegenseitige Schwärmerei begreifen könnten.

„Kommen Sie nachher zu mir, ich werde Sie malen.“

„Sie malen?“

„Ich modellire auch . . . Du guter Gott, ich schreibe sogar auch Verse. Und wenn diese nicht wären . . .“

Das Hausthor war schon geöffnet, sie gingen nicht gleichzeitig hinein. Borza ging noch eine Weile in den Straßen herum.

Er dachte voll Zärtlichkeit an eine Romanfigur — eine französische Künstlerin, ein Genie, aber ihr Genie erleidet an ihrer Weiblichkeit Schiffbruch. Sie liebt, wird aber immer getäuscht, bis sie endlich den Richtigen findet. Sie ist eine hochgewachsene Gestalt, ihre Hände sind groß und hart . . .

Diese Gestalt war vor ihm gestanden, hatte mit ihm gesprochen, ihm ihr Innerstes eröffnet und hatte mit so viel Liebe dem gelauscht, was er über seine

innere Gefühlswelt gesagt hatte. Gott weiß, wie sie im Romane heißt, hier ist Ida Kovács ihr Name. Und der Gedanke, daß diese Gestalt nur die dünne Wand einer Wohnung von ihm scheidet, erfüllte ihn mit einer bisher nie gefühlten Sonne.

*

Im August schied sie schon nichts mehr.

Zwei Monate hindurch betonten sie fortwährend ihre reine Freundschaft, bis sich einmal ihre heißen Gesichter zufällig berührten und die kleine Ilona Kovács nicht zu Hause war.

Der Mann schämte sich und vergoß sogar Thränen; die Frau lächelte, verjüngte sich und wurde fast schön.

„O, wie lange liebte ich Sie schon!“ sagte Béla Borza.

„Seit Dein Auge zum erstenmal dem meinigen entgegenblitzte,“ sprach die Frau.

Die kleine Ilona kam aus der Schule nach Hause.

„Ich bin hungrig!“ sagte sie, und die Schauspielerin mußte Kaffee kochen.

Béla Borza dachte an die Liebe.

An die Liebe, den einzigen Gegenstand seiner Schwärmerei, die er in kleinen Versen besang, die er indessen niemand zeigte. An „die Liebe“, die den Titel eines handlichen Buches bildete, in welches er alles hineinschrieb, was er über diesen Gegenstand gelesen hatte. Ganze Verse, Citate und Reflexionen.

Die übereinstimmenden oder miteinander im kras-

festen Gegensätze befindlichen Glaubensbekenntnisse, Geständnisse und Gedanken der Heroen und Zwerge der Weltliteratur über die Liebe, standen da nebeneinander. Mit diesen ewigen Wahrheiten also und fortwährend wechselnden Absurditäten war das Buch gefüllt. Es waren da die praktische, die ideale, die naive und die mystische Liebe beschrieben, besungen, gesegnet und verflucht.

Und aus diesem Buche abstrahirte Béla Borza das eigentümliche, gewaltige, jedoch formlose Bild der Liebe; mit diesen Sentenzen sich beschäftigend, bildete er in sich einen seltsamen Kultus aus; durch dieses Buch kam er dahin, daß er die Liebe nicht nur als Gefühl, sondern auch als Idee anbetete.

Selbst das Wort lautete in seinen Ohren anders als jedes andere. Oesters schrieb er lediglich dies eine Wort in lateinischen, gotischen, zyrillischen und griechischen Buchstaben nachlässig oder verschnörkelt nieder; gedruckt unterstrich er es in seinen Büchern, und als er es das erstemal auf der Bühne hörte, war er betroffen.

Männern gegenüber sprach er jedoch nie von derselben und auch von dem nicht, was mit dieser Idee zusammenhing. Wenn man ihm dennoch von solchen Dingen sprach, wurde er verwirrt und flüchtete sich, wenn es anging. Die Universität besuchte er hauptsächlich deshalb nicht, weil die Hörer des ersten Jahrganges ihre besondere Freude daran fanden, wenn sie recht cynische Reden führten. Diese Bethätigung der Männlichkeit imponirte ihm nicht; im Gegenteil,

er verachtete seine Mitschüler dafür und zog sich von ihnen zurück. Freundschaft hielt er nur mit einem Landsmann, einem Schüler der achten Klasse, der ein schönes kleines Schwesterchen zu Hause hatte.

Diesen guten Jungen quälte er, wenn er über die Mädchen etwas Konkretes erfahren wollte. Er hatte nie eine Schwester besessen noch eine Cousine; und da er diese nicht kannte, so fehlten ihm in seinem Leben diejenigen, von denen wir die wesentlichsten, weil intimsten Details unserer Kenntnisse über die Damen erwerben. Der Gymnasiast wußte ihm nur unreife Dinge zu berichten; er sprach von den Geheimnissen der Frauenkleider, verwirrte die Dinge aber vollständig, und sowie das von ihm entworfene falsche Bild mit dem Frauentypus, den sich der Jurist geschaffen, ineinander floß, entstand ein geheimnisvolles Wesen — ein ganz anderes als die Männer, nach anderen Gesetzen lebend, süß, geheimnisvoll und erhaben.

Jene Damen, die sich selbst feilbieten, verursachten Béla Borza erschrecklich viel Sorgen. Meistens betrachtete er sie als tragische Gestalten; manchmal in dessen strahlte höllische Bosheit aus ihren Augen. Er erhielt zwar alles in allem nur sechsundzwanzig Gulden monatlich von Hause, allein er hätte sein ganzes Monatsgeld gern hingegeben und mit Freuden gehungert, wenn er es einmal gewagt hätte, sie anzusprechen. Ojtmals wollte er es, allein er war es nicht im Stande. Der Atem stockte ihm, und ein Schwindel umfing seine Sinne, selbst wenn er solches nur plante.

Ida Kovács lachte recht herzlich, als der Jurist ihr gelegentlich und wohl umschrieben seine fruchtlosen Versuche erzählte. Doch plötzlich ernst werdend, bemerkte sie:

„Uebrigens liegt auch in meinem Charakter etwas dem Aehnliches . . . Nimm es nach Hause und lies es.“

Den ganzen August las Béla Borza allnächtlich das „Tagebuch einer Provinz-Primadonna“. Die Selbstgeständnisse Ida Kovács' zerstreuten das drückende Gefühl, welches den jungen Mann zu Beginn ihres Verhältnisses erfaßt hatte. Er war nicht sicher darin, ob es Liebe sei, was er für diese Frau empfinde. Er dachte sich dieses Gefühl großartiger, und in manchen Augenblicken suchte er den Fehler im Gegenstande seiner Liebe.

O, war es denn möglich, diese Frau nicht zu lieben, die inmitten des Rehrichthausens des Provinzschauspielertums so rein zu bleiben vermochte, — so rein . . . so lange! War es denn möglich dieses schwache Weib nicht zu lieben, welches jeden Abend jede neu herantretende Versuchung in sein Tagebuch schrieb, allein mit der Nachschrift: „Nein, ich will nicht, ich warte auf ihn!“

Sie erwartete ihn; dieser „ihn“ ist sicherlich er. Mitten darin aber findet sich ein Mann, ein genialer Schurke, ein gewaltthätiger Satyr ein, ein unterwegs im Eisenbahncoupé geborenes kleines Mädchen . . .

Zwei Seiten nur im ganzen Tagebuch, leicht zu durchblättern.

Im Herbst zog Ida Kovács um. Nur in die nächste Straße, wo sie zwei Zimmer um denselben billigen Preis erhielt, den sie früher für eines zahlte.

„Schau, diese Thüre sperren wir ab, stellen eventuell einen Kasten davor zur Scheidewand!“ sprach die Frau.

Sie zogen zusammen, allein der Kasten war anfangs in der That dort zwischen ihnen.

Erst auf eine Bemerkung der kleinen Klona nahmen sie ihn weg.

„Onkel Béla ist ja ohnehin immer hier!“ sagte sie ganz arglos.

Das kleine Mädchen freute sich anfangs des Freundes ihrer Mutter. Man konnte mit ihm recht gut Domino spielen, wenn Mama im Theater zu thun hatte. Manchmal brachte er etwas mit, und was ihr am besten gefiel: wenn er da war, wurde sie nie bestraft, sie mochte noch so spät nach Hause kommen.

Sie wurde erst schlecht gelaunt, als ihr die Mutter eines Tages sagte:

„Du mußt Onkel Béla wie Deinen Vater lieben . . .“

„Gut, aber er ist ja doch nicht mein Vater!“

Acht Monate waren vergangen, seit das graue und das schwarze Augenpaar einander zum erstenmal entgegengeblitzt hatten. Die kleine Klona konstatarie bei sich, daß die Mutter das Taillenband ihres Sonntagskleides nicht mehr mit solcher Sorgfalt binde wie früher.

„Da hast Du . . . geh!“ sagte sie zu ihr.

Und abends ist es so langweilig, sie sprechen von Dingen, von denen sie nichts versteht. Dann macht Mama Kinderfachen, die sie ihr nicht geben will . . .

*

Zum Glücke fiel die Taufe in die Theaterferien.

Ficzere war der Taufpate, Anton Ficzere, ein Bekannter Borzas, der früher Klosternovize gewesen, jedoch seit er aus dem Seminarium ausgetreten, „Freidenker“ geworden war. Seine Verse erschienen in den hauptstädtischen Zeitungen, und seine Freunde nannten ihn den „Dichter“.

Ihm gefiel die Sache sehr. Im Bette die gipsweiße, abgequälte Frau, deren flüsternde, gebrochene Worte von einem wunderbaren Glücke sprachen; zu Häupten des Bettes mit verschränkten Armen Béla Borza, das Gesicht etwas schmal und die Haare wirr. In einer aus einem Wäschekorb hergestellten Wiege, in prächtig mit Bändern aufgepußten Kissen liegt das Kleine und saugt so fröhlich an dem Gummirohre seines Milchfläschchens, als ob es an der Mutterbrust läge.

„Wie sollen wir ihn taufen?“ fragte endlich der sinnende Ficzere.

Darüber waren sie schon längst einig geworden, daß das kleine Bübchen ohne jede kirchliche Zeremonie — die etwas veraltet und auch kostspielig ist — seinen Namen erhalten werde.

„Tausen darf jedermann, ich ebenso gut wie Graf

Pecci, der römische Papst!“ behauptete der Freidenker; er brachte auch geweihtes Wasser herbei, obwohl er sagte: „Wasser bleibt Wasser!“

Allein der Name verursachte viel Schwierigkeiten. Der Vater hätte ihn gerne Alexander genannt, nach Alexander Dumas dem Jüngeren. Aber er hätte ihn zugleich auch gerne Emmerich genannt, Emmerich Madách zu Ehren. Die Mutter war für den Namen Béla; Ficzeré wünschte den Namen Augustin, nach Augustin Comte, den er sehr liebgewonnen, seit er einen Auszug der Werke dieses Philosophen gelesen hatte. Die kleine Flona nannte den Namen Ladislaus, weil ihr der Gymnasiast Ladislaus eingefallen war, der ihr schon seit Tagen aufslauert und ihr nachläuft, wenn sie aus der Schule kommt.

Den Streit unterbrach Anton Ficzeré mit ernstester, würdevoller Miene:

„Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Gottes auf die Namen Alexander August Emmerich Béla, Amen!“ sagte er und nahm den Suzel dem kleinen Kinde aus dem Munde und benetzte das Gesicht desselben mit Wasser.

Das Kleine weinte die ganze Nacht hindurch. In dieser Nacht kündete ihnen die Hausfrau durch die Thüre, in Begleitung einer Serie von Schimpfworten, die Wohnung.

Allein Béla Borza mied der Schlaf nicht aus diesem Grunde. Eine unbekannte Freude erregte ihn fast bis zum Fieber. Er besitzt ein Kind, und dieses

heißt: Alexander August Emmerich Béla. Nur vier Namen, denn den Namen Ladislaus hatten sie außer acht gelassen.

*

Der junge Mann hatte ein Monatseinkommen von sechsundfünfzig Gulden; sechsundzwanzig Gulden erhielt er von seinem Vormund, und dreißig erwarb er bei der Bahn. Die Frau brachte alles in allem nur fünfzig Gulden monatlich nach Hause, außer zu Weihnachten und Ostern, um welche Zeit sie auch in der Kirche gegen ein Honorar von je zwanzig Gulden sang.

Sie hatten also nicht eben große Not, litten auch nie Hunger; wenn kein Nachtessen da war, brachte Klona Käse oder sonst etwas vom Greißler auf Borg.

Sie lebten ruhig und friedlich und nicht gerade am ärgsten. Besuche erhielten sie nie, höchstens kam ab und zu Berill; — Berill, der Tenorist, der gezwungen war, ebenfalls im Chor zu singen, obzwar er besser sang als der erste Tenor und aus ziemlich vornehmer Familie stammte. An gewissen Tagen machte er stets einen andern Vater namhaft, zumeist Grafen und Minister, am allerhäufigsten aber den Regierungschef, der ihn im geheimen auch unterstützte.

Berill wollte Béla Borza veranlassen, er solle mit ihm zusammen ein Volksstück schreiben; er als Theatermensch, der die Technik im kleinen Finger hatte, werde die Fabel sceniren, die der Jurist als der poetisch Veranlagtere liefern sollte.

Allein dieser Plan erwies sich als unausführbar.

Berill blieb daher aus; es kamen somit nur noch das Milchweib, der Holz- und Kohlenmann und aus der Nachbarschaft die Frau eines Handlungscommis zu ihnen.

Sie waren fast den ganzen Tag und Abend beisammen. Und immer fanden sie noch etwas mit einander zu reden. Im November, beim Thee — sie hatten einen großen Samowar gekauft — tauschten sie bis ein Uhr nach Mitternacht Gedanken aus.

Ilona und Alexander schlofen, sie aber sprachen still über die Liebe im allgemeinen und speziell über ihre Liebe; und sie redeten thatsächlich so davon, als ob sie über einen konkreten Gegenstand sprechen würden.

„Ich bin wieder achtzehn Jahr alt!“ sagte die Frau.

Sie schien etwas älter, besonders in der letzten Zeit. Während des Kindbettes hatte ihr Haar auf einmal stark zu ergrauen begonnen, und über ihren Brauen hatte sich eine breite Falte gebildet. Wenn sie lachte, schien sie fünfzigjährig.

Manchmal sah auch Béla Borza diese fünfzigjährige Frau; er ward bestreuet, jedoch nur auf eine Sekunde, denn vor seine Augen ließ sich plötzlich aufs neue der goldige Nebel seiner sonderbaren Schwärmerie nieder, durch welchen hindurch ihm diejenige jung, schön und frisch erschien, die nichts weniger war als dies.

„Wie kannst Du eine so häßliche alte Schachtel lieben?“ fragte die Schauspielerin öfters.

„Mir ist sie über alles schön!“ gab der Mann zur Antwort.

Manchmal geschah es doch, daß er Damen begegnete, die ihm begehrenswerter erschienen als sie. Neben ihnen wohnte eine blonde Lehrerin mit breitem, frischem, duftigem Gesicht, an der er sich im geheimen ebenfalls ergöhte.

Wegen dieses geheimen Ergößens machte er sich Vorwürfe. Es schien ihm, als wenn er durch so etwas die Heiligkeit der Liebe profaniren, sich beschmutzen und Ida betrügen würde, dies gute, schöne, aufopfernde Weib.

Nein, nur sie, er liebt nur sie allein! bestärkte er sich. Und er liebt sie nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus freier Wahl; — dies bestätigt er von Tag zu Tag bei sich. Sie ist die Schönheit, die Güte, das Glück und die Wonne. Allein mit Schrecken nahm er manchmal wahr, daß ihre Lippen, wenn er sie küßte, kalt seien, gleichsam als hätte er seine eigene Hand geküßt.

Endlich erklärt er sich auch diese Erscheinungen aus dem blau gebundenen, großen Buche, dessen Goldtitel — „die Liebe“ lautet.

*

Sie erbaten sich Ficzeres Meinung. „Was er meine, ob es notwendig sei, daß sie ihren Bund auch durch einen Priester weihen lassen?“

Der Freidenker antwortete rund heraus: „Nein!“ Die Frau war auf seiner Seite, allein in Béla Borza

entstanden Zweifel; er hatte die Empfindung, daß er sich außer durch die Liebe auch noch durch etwas anderes an Jda Kovács fesseln müsse.

„Wenn er meiner satt wird, verläßt er mich; wenn ich sterbe, — läßt er mich begraben; das ist das Ganze!“ sagte die Schauspielerin mit aufrichtiger Entfagung.

Dem armen Jungen traten unterdessen Thränen in die Augen. Er bebte fast vor Rührung, so weich war er geworden, so daß er sich fast kaum erkannte.

Bei solchen Gelegenheiten empfand er die Liebe, dies ewige Fieber, mit deren Gedanken jede Zelle seines Gehirns erfüllt war. Da sah er in sich voll Stolz den wirklich Liebenden, der sich nach der Selbstaufopferung sehnt, nach irgend einer Heldenthat dürstet und mit Wonne sogar an den Tod denkt, wenn er für sie sterben kann.

Das waren seine besten Tage, wenn sich so empfindsame Scenen abspielten. An solchen Tagen blieben sie selbst nach dem Theater noch lange wach, betrachteten den immer kräftiger werdenden Alexander und lachten über Klona, die im Schlaf zu reden pflegte.

Es schien, als ob das junge Mädchen ihre Wortlosigkeit bei Tage in dieser Zeit einbringe. Denn seit einiger Zeit hörte man sie kaum. Sie war weder traurig noch frohig, noch melancholisch, sie sprach nur nicht.

Dieser Umstand befremdete weder die Frau noch den Mann, obwohl sie sie gut behandelten, besonders

der Mann, der allabendlich, wenn Ida ins Theater gehen mußte, mit ihr Karten spielte. Sie spielten „schwarzen Peter“ und in letzterer Zeit um Nasenstüber.

Eines Abends gewann der Jurist fortwährend, und am Schlusse des Spieles wollte er ihr alle die Nasenstüber erteilen. Das Mädchen entlief ihm in das nächste Zimmer, wo der kleine Knabe im Finstern schlief. Béla Borza lief ihr nach und fand das Mädchen, welches sich vor ihm hinter einen Kasten versteckt hatte. Er näherte sich ihr, und sie ließ ein leises ersticktes Lachen vernehmen.

Béla Borza erließ ihr die Nasenstüber; statt dessen gab er dem Mädchen zur Strafe einen Kuß. — Und er gewährte mit Schrecken, welche Wollust ihm dieser Kuß bereitet habe, und wie glühend die Lippen dieses fünfzehnjährigen Mädchens seien.

Er war betroffen und ging in sich.

Vergeblich. Die verzehrende Hitze des ewigen Fiebers hatte ihn ergriffen und schüttelte ihn — nun zum erstenmale — wahrhaft.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In obigem Verlage erscheint:

Illustrierte Romane aller Nationen.

Unterhaltungsblätter für Jedermann.

Jährlich 28 Hefte von 3½—4 Bogen Großquart in Umschlag.

== Preis nur 20 Pfennig pro Heft. ==

Die „Illustrierten Romane aller Nationen“ bieten das Spannendste und Sensationellste aus den verschiedenen Literaturen in guten Uebersetzungen, hübsch illustriert, mit der Tendenz, dem Schlichten auf dem Gebiete des Kolportageromans ein Gegengewicht zu sein. Außer der Romanlektüre bringt diese Zeitschrift ferner eine Auswahl edler Perlen deutscher Dichtkunst mit Illustrationen von Künstlerhand, sowie eine originell geschriebene Chronik der Zeitereignisse und alles das für den so einzig billigen Preis von nur 20 Pfennig pro Heft.

Die „Illustrierten Romane aller Nationen“ sind eine Volkszeitschrift im besten Sinne des Wortes und unbedingt

die billigste illustrierte Familien-Zeitschrift
für Jedermann.

Abonnements nehmen alle Sortiments- und Kolportagebuchhandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder Bücheragent entgegen; nötigenfalls vermittelt die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart die Expedition an den gewünschten Ort.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Kneippkur.

Eine feuchtfrohliche Studie

von

Karl Prümer.

Mit Bildern von Gustav Köhler.

Solid in Umschlag geheftet. Preis M. 1. 50.

Nicht etwa um einen Hohn auf die Kneipp'sche Kurmethode oder auf die Anhänger derselben handelt es sich in dieser in munteren Reimen geschriebenen Humoreske und auch nicht um reklamenmäßige Empfehlung der Anstalt in Wörishofen. Das mit nettem Bildwerk ausgestattete Büchlein führt uns einen ehrsamem Spiezbürger vor, bei welchem der beständige Durst nach einem guten Schluck ein vom Vater überkommenes Erbstück ist, welches seinen Inhaber nur allzubald mit jenem Reizen heim sucht, dem der damit Behaftete jeden andern Namen bereitwilliger zugesteht, als jenen des vermünstchten Zipperlein! Vater Buck, welcher erfahren muß, wie „des Lebens ungemischte Freude ward Trinkern selten nur zu teil“, nimmt Abschied von Kind und Kegel und eilt zu Pfarrer Kneipp nach Wörishofen, allwo er nun eine Reihe von spaßhaften Abenteueru erleben und an sich die Bestätigung des Satzes findet:

„Das Wasser macht die Menschen reich,
Es macht sie auch gesund zugleich!“

Nach vielen feuchten Stunden hat Heilung er gefunden, und frohgemut kehrt Vater Buck zu seiner Familie zurück. Jeder Leser wird der von Gustav Köhler mit humorvollen Zeichnungen versehenen, lustigen Kneippgeschichte ein vergnügtes Stündchen danken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

